1,40 DM / Band 106
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 65



Hügel der Gehenkten

John Sinclair Nr. 106

von Jason Dark

erschienen am 15.07.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Hügel der Gehenkten

Er war ein Schamane!

Ein Magier, ein Zauberer, und er hatte sich den finsteren Mächten verschworen. Seine Feinde schleifte er zum Galgenhügel, wo sein mächtiger Verbündeter wartete. Destero, der Dämonenhenker!

Doch die Macht des Schamanen wurde gebrochen.

Er starb. 400 Jahre später nahm er Rache. Zusammen mit Destero erweckte er den

Hügel der Gehenkten

Schon seit drei Tagen stand der alte Zigeunerwagen vor dem Ort!
Er fiel allen auf, doch niemand traute sich, den Wagen zu öffnen und hineinzugehen. Jeder machte einen Bogen um ihn.
Ein Zigeunerlager. Das war etwas Geheimnisvolles, etwas Fremdes und etwas, vor dem man Angst haben konnte.
Denn die alte Kullina hatte es zuerst bemerkt.
Sie hörte Stimmen.
»Da wohnen welche drin«, sagte sie an diesem Abend in der Dorfkneipe. »Ich habe es genau gehört. Und wenn ich ehrlich sein soll…« Sie blickte in die Runde und sah nur angespannte Gesichter.
»Soll ich ehrlich sein?«
»Ja, zum Henker, rede schon, Alte!« fuhr der Wirt sie an und stellte ihr ein Glas mit Selbstgebranntem Kräuterschnaps hin. Die Alte nahm das Glas und kippte den Schnaps. »Nicht nur Stimmen habe ich gehört, sondern auch Geräusche.«
»Welche Geräusche?« fragte der Bürgermeister vom Stammtisch her.
»Schlimme Sachen. Schmatzen, würgen, kichern…«
»Die Alte spinnt!« Der Mann, der diese Feststellung traf, war noch jung und lebte erst seit drei Monaten im Ort. Er hieß Gulliver O'Flynn und hatte sich im Gasthaus einquartiert. Angeblich wollte er eine Arbeit über Wales schreiben. So hatte er wenigstens erzählt.
Und die meisten glaubten ihm auch, denn morgens in der Frühe machte er sich schon auf den Weg. Mit Rucksack und festem Schuhwerk stieg er in die Berge hoch. Er hatte Karten bei sich, außerdem allerlei Geräte, mit denen er den Boden und die Steine untersuchte.
Ein alter Schäfer hatte ihn dabei gesehen und seine Beobachtungen im Dorf mitgeteilt.
Gulliver schob seinen Stuhl zurück und stand auf. Der junge Mann war ziemlich groß, hatte flachsblondes Haar und einen hellen Vollbart. In seinen Augen funkelte immer der Spott, und er war stets zu Scherzen aufgelegt.
Jetzt kam er auf den Stammtisch zu, wo auch die alte Kullina saß.
Die Männer machten ihm Platz.
O'Flynn sah es und nickte dankend. Vor dem Tisch blieb er stehen und stützte seine Hände auf. »Warum erzählst du hier Schauermärchen, Alte?«
Die Kullina kicherte. »Das sind keine Schauermärchen. Ich habe alles selbst gehört.«
»Wirklich?«
Die Alte schlug ein Kreuzzeichen. »Ich schwöre es. Mit diesem Wagen stimmt etwas nicht. Der hat das Grauen geladen. Und kennst du eigentlich den Fluch, du junger Spund?«
»Ja, davon habe ich gehört!«

Die Alte hob warnend den dünnen Zeigefinger und senkte ihre Stimme zu einem Flüstern. »Dann wird dir sicherlich bekannt sein, daß der Wagen in der Nähe des Hügels steht.«

Gulliver winkte ab. »Diese Zeiten sind vorbei«, sagte er. »Aber sie können wiederkommen.«

»Nein.« Die Alte öffnete ihren zahnlosen Mund und lachte lautlos. Ihr faltenreiches Gesicht verzog sich dabei noch mehr, so daß die Haut richtig einschrumpfte. »Vielleicht wirst du es erleben, daß der Hügel noch einmal sein schreckliches Geheimnis preisgibt. Und dann ergeht es dir dreckig.«

»Der Galgen ist verschwunden«, sagte Gulliver. »Es wird keiner mehr gehängt. Warum willst du das nicht begreifen?«

»Der Fluch ist noch nicht gelöscht.« Die Alte wandte sich wieder an den Wirt. »Noch einen Schnaps.«

»Kannst du auch bezahlen?«

»Ich übernehme den«, sagte der Bürgermeister. »Okay.« Die Alte bekam ihr Glas und stürzte das scharfe Getränk hinunter. »Ich spürte es, nein, ich weiß es, in dieser Nacht wird etwas geschehen. Der Hügel lebte. Der Geist des Schamanen lauert in der Tiefe. Der Herrgott sei uns gnädig«, formulierte sie mit Grabesstimme, und die um den Tisch sitzenden Männer nickten gedankenschwer.

Nur Gulliver O'Flynn grinste. Dann lachte er plötzlich. »Wißt ihr was, Leute?« Die Männer schüttelten die Köpfe. »Ich, Gulliver O'Flynn, werde dem Geheimnis des Wohnwagens auf den Grund gehen.«

»Wie meinst du das?« fragte der Bürgermeister. »Ganz einfach. Ich statte ihm noch in dieser Nacht einen Besuch ab. Ich will das Rätsel lösen. Und ich will euch beweisen, daß die alte Kullina unrecht hat.«

»Ha!« kreischte die Frau und hob beide Hände, wobei sie noch die Finger spreizte. »Das ist Wahnsinn, was du vorhast. Wer sich diesem Wagen nähert, ist des Todes.«

Gulliver O'Flynn tippte sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn.

»Dann müßtest du doch auch längst tot sein«, erwiderte er.

»Schließlich hast du gehorcht.«

»Ja«, flüsterte die Alte. »Du bist nicht ich, und ich bin nicht du.«

»Ist mir noch gar nicht aufgefallen«, kicherte der junge Student.

»Damit treibt man keine Späße«, belehrte ihn die Alte. »Ich war eben geschützt. Ich habe mir mein altes Holzkreuz genommen und es vor die Brust gehängt. Und ich habe mir die Hände mit Salben und Kräutern eingerieben, damit sie nicht von dem Bösen angesteckt wurden. Aber du bist nackt, du gehst ohne Schutz, und dann wird dich das Grauen vernichten.«

»Ich zittere jetzt schon«, erwiderte Gulliver.

»Dir ist wohl nicht zu raten.« Die Alte hob die mageren Schultern. Mit ihren eingefallenen Wangen sah sie wirklich aus wie eine Hexe

aus dem späten Mittelalter. Hinzu kam das spitze Kinn und der zahnlose Mund. Fehlte nur noch die Warze auf der langen Nase. »Was sagt ihr denn dazu?« wandte sie sich an die Stammtischrunde.

Die Männer hoben die Schultern.

»Soll er doch«, meinte der größte Hammelzüchter des Ortes. »Soll er gehen und sich den Tod holen. Wir suchen schon ein Grab für ihn aus.«

»Aber nicht auf dem heiligen Friedhof!« konterte die Hexe. »Er wird im Hügel der Gehenkten verscharrt wie ein räudiger Hund.«

Gulliver O'Flynn grinste. »All right, Freunde«, sagte er. »Ihr könnt ja solange diskutieren. Wenn ich wieder zurückkomme, sagt mir dann, wo ich begraben werden soll.«

»Spotte nicht«, warnte die Alte.

»Ich gehe auf jeden Fall.« O'Flynn nickte entschlossen und schritt auf die Garderobehaken zu, um seine Jacke zu nehmen. Draußen war es kühl. Von den Bergen her fiel ein steifer Wind in die Täler.

Gestern hatte es noch gewittert und gehagelt, der Winter wollte einfach nicht weichen.

Der Student warf sich seine Jacke über.

In dem Augenblick wurde die Tür aufgestoßen. Sie quietschte in den Angeln, deshalb hörte jeder der Anwesenden das Geräusch.

Auf der Schwelle stand – der Mann aus dem Wohnwagen!

Plötzlich verstummte jedes Geräusch.

Die alte Kullina bekreuzigte sich hastig und zog sich bis an die Theke zurück.

Automatisch drehten sich die Köpfe dem Ankömmling entgegen, der dicht vor der Schwelle stehengeblieben war.

Der Mann bot einen unheimlichen Anblick.

Er trug einen langen grauen Mantel, dessen Kragen er hochgestellt hatte. Bis zum Kinn war der Mantel zugeknöpft, und unter seinem Saum schauten dunkle Hosenbeine hervor. Die Füße steckten in abgetretenen Schuhen, das dunkle Haar glänzte wie das Gefieder eines Raben. Von dem Gesicht war nicht viel zu erkennen.

Eine Brille mit schwarzen, kreisrunden Gläsern bedeckte die Augen, das Kinn floh nach hinten weg, der Mund war kaum zu sehen. In der rechten Hand hielt der Mann einen weißen Stock. Kein Zweifel, er war blind.

Langsam ging er vor. Bei jedem Schritt schlug der Stock auf den Boden und beschrieb einen gleichmäßigen Takt.

»Guten Abend«, grüßte der Blinde. Seine Stimme klang gehetzt und rauh.

Keiner erwiderte seinen Gruß. Auch nicht O'Flynn. Die Männer starrten nur auf den Blinden.

Es war für alle eine Überraschung, denn bisher hatten sie nicht

gewußt, wer in dem Wagen wohnte. Und daß er leer war, konnte sich keiner vorstellen.

In der Mitte der Gastwirtschaft blieb er stehen. Direkt unter der kreisrunden schmiedeeisernen Lampe, deren Schalen ihr weiches Licht auch über den Stammtisch warfen.

Der Bürgermeister faßte sich ein Herz. Er stand auf und sprach den Blinden an. »Sie sind bestimmt der Mann aus dem Zigeunerwagen?« fragte er.

»Ja.«

»Und was wollen Sie hier?«

»Ich… ich möchte etwas zu essen haben.«

Der Blinde hatte die Worte gesprochen, doch niemand rührte sich. Bis der Wirt sagte: »Zigeuner kriegen von mir nichts!«

Der Blinde zuckte zusammen. »War das Ihr letztes Wort?«

»Ja.«

»Es ist gut. So habe ich euch eingeschätzt. Ihr laßt einen Menschen verkommen, der hungrig ist, obwohl ihr jeden Sonntag in die Kirche geht und zu eurem Gott betet.«

»Zu wem beten *Sie* denn?« rief der Bürgermeister. »Vielleicht zum Teufel?«

»Möglich.«

»Hau ab!« schrie der Wirt. »Los, hau endlich ab. Und morgen früh wollen wir dich mit deinem verdammten Wagen hier vor dem Dorf nicht mehr sehen, sonst stecken wir ihn an!«

»Ja, er ist ein Teufel!« flüsterte die alte Kullina. »Ich merke es jetzt deutlich. Ich spüre die Ausstrahlung. Er ist gefährlich. Höllisch gefährlich…«

Wieder wurde die Tür aufgestoßen. Und wieder betrat eine fremde Person die Gaststätte.

Doch diesmal war es ein Mädchen.

Die Augen des jungen Studenten wurden groß. Es traf ihn wie ein Schlag. Dieses Girl mußte er haben. Es war schön und…

Seine Gedanken stockten. Er beobachtete nur noch.

Das Girl lief vor und faßte den Blinden am Arm. »Komm hier weg, Vater. Hier hast du nichts verloren!«

»Saffi, ich…«

»Bitte!« Die Stimme wurde drängend.

Alle in der Gastwirtschaft schauten auf das ungleiche Paar. Aber Gulliver O'Flynn hatte nur Augen für das Girl.

Es hatte langes, lockiges und schwarzes Haar. Die Flut war etwas zurückgestrichen worden, so daß die Ohren freiblieben, und Gulliver sah an den Läppchen goldene Ringe blitzen. Sie trug eine bunte Bluse und einen schwarzen Rock. Über die Schultern hatte sie sich eine Mantilla gehängt. Die Haut war weiß, die Augen dunkel und groß.

Gulliver schluckte.
Von solch einem Girl hatte er immer geträumt. Nun sah er es hier in diesem gottverlassenen Ort in Wales. Und unter welchen Umständen!
Saffi, hieß sie. Das hatte er deutlich genug gehört. Sie zerrte ihren Vater am Arm.
»Bitte komm. Du hast hier bei diesen Menschen nichts verloren. Wir gehen wieder zurück.«
»Ja«, sagte der Mann. »Wir gehen, Saffi, aber ich habe nichts vergessen. Jetzt wird das in Bewegung geraten, was lange Jahre verschüttet worden war. Hütet euch!« schrie er. »Hütet euch vor Destero! Er wird kommen!«
Es waren die letzten Worte, die er sprach. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und ließ sich hinausführen.
Zurück blieben schweigende Menschen.
Nur die Alte konnte ihren Mund nicht halten. »Ich habe es euch ja gesagt«, flüsterte sie. »Es ist schlimm, was sich dort in dem Wagen abspielt. Sehr schlimm…«
Betreten schauten die Gäste zu Boden. Nur der Wirt wartete mit einer gekünstelten Fröhlichkeit auf. »Kommt, Leute, trinkt noch einen Schluck. Ich gebe eine Runde.«
Niemand reagierte.
Der Bürgermeister wandte sich an den jungen Studenten.
»Wollen Sie noch immer diesem Wohnwagen einen Besuch abstatten?«
»Ja, jetzt erst recht.«
»Ihm ist nicht zu helfen!« flüsterte die alte Kullina. »Ihm ist wirklich nicht zu helfen.«
Gulliver O’Flynn kümmerte sich nicht um das Geschwätz. Wortlos verließ er die Gaststätte und trat auf die Straße.
Von dem Zigeunerpaar war nichts mehr zu sehen.
»Saffi«, murmelte er, »Saffi…«

***

Zwei Tage jagten wir hinter Ike Clanton her. Dann hatten wir ihn endlich gestellt.
In einer alten Kapelle, nahe der Stadt Rhondda. Dort hatte sich Ike Clanton regelrecht verschanzt. Der Typ war wahnsinnig. Er hatte eine Sekte gegründet, die sich mit Teufelsaustreibung beschäftigte. Und sie waren soweit gegangen, eine junge Frau zu ermorden. Der Fall hatte sich bis London herumgesprochen, und eigentlich verdankte ich den Tip Bill Conolly, meinem alten Freund und Kampfgefährten. Er hatte mich dazu überredet, nach Wales zu fahren. Für mich auch eine Chance, den Akten zu entkommen, die wieder einmal liegengeblieben waren. Aber das würde wohl ewig so weitergehen. Zudem hatte ich

mein letztes Abenteuer gut verkraftet. Nur Glenda Perkins feierte noch krank. Eine Woche hatte ihr der Arzt Ruhe verordnet, denn hinter ihr lag wirklich Schlimmes. Ich hatte sie im letzten Moment aus den Klauen der Bestie von Soho befreien können und den Maler Golo Gulerian dorthin geschickt, wo sein eigentlicher Platz war.

In der Hölle!

Und nun hatten Bill und ich Ike Clanton als Gegner. Zusammen mit der hiesigen Polizei hatten wir den Club der Teufelsanbeter gesprengt. Alle dreizehn Personen waren festgenommen worden, nur dieser Ike Clanton entkam.

Für mich war es kein Dämon, sondern ein Wahnsinniger, der sich in eine schlimme Idee verrannt hatte und die Welt von dem angeblich Bösen befreien wollte.

Ihm mußte unbedingt das Handwerk gelegt werden.

Die Kapelle wurde nicht mehr benutzt. Das konnte man sehen, denn um das Gebäude herum wucherte Unkraut. Es hatte sich sogar an den alten Steinmauern hochgehangelt, die zum Teil Löcher aufwiesen wie alter Schweizer Käse.

Auch das Dach war nicht mehr in Ordnung. Zahlreiche Schindeln waren abgefallen, der Wind pfiff in das Innere des Gebäudes.

Bill und ich standen rechts und links der Eingangstür. Schief hing sie in den Angeln. Der steife Nordwest wühlte in unseren Haaren, stellte die Kragen der Mäntel hoch und ließ auch die Tür hin- und herschwingen.

Clanton war bewaffnet.

Allerdings nicht mit einem Revolver oder eine Pistole, sondern mit langen Messern, die mich eher an Meißel erinnerten. Und – was am schlimmsten war – er hatte eine Geisel.

Ein neunjähriges Mädchen, das sich zufällig auf der Straße befunden hatte und seinen Fluchtweg kreuzte.

Deshalb standen wir noch hier draußen und trauten uns nicht in die alte Kapelle hinein. Und hätte der Wahnsinnige seinen Fluchtwagen nicht in den Graben gesetzt, so wäre uns das jetzt erspart geblieben.

Wir hörten ihn. Er tobte im Innern der Kapelle. »Kommt nur näher, ihr Söhne des Teufels!« brüllte er. »Kommt nur näher! Ich werde euch zur Hölle schicken, wo andere Sünder schon warten.«

»Der ist verrückt!« flüsterte Bill Conolly. »Der ist verrückt!«

Ich nickte.

Bill fragte: »Sollen wir die Kapelle stürmen?«

»Zu gefährlich für das Kind!«

»Hast du eine andere Idee?«

»Ja.« Ich nickte und schaute dabei an der Mauer der Kapelle hoch. »Das Dach ist verdammt löchrig, und an der Mauer kann ich unter Umständen hochklettern. Die einzige Chance, wie ich meine.«

»Verdammt, das ist riskant.«
Ich schüttelte den Kopf. »Nicht, wenn du hier aufpaßt.«
Bill zog seine Waffe. »Viel Glück, John«, sagte er.
Ich lächelte ihm noch einmal zu und ließ ihn stehen. Die westliche Außenwand der Kapelle schien mir für mein Vorhaben am geeignetsten zu sein.
Hier hatte der Zahn der Zeit mit besonderer Wut genagt. Ganze Steine waren herausgefallen, lagen auf dem Boden und waren mit einer grünen Moosschicht bedeckt.
Vor einer besonders günstigen Stelle blieb ich stehen. Halt würde ich beim Klettern genügend finden. Die Spalten und Risse waren groß genug, zudem boten mir auch die Löcher noch einen sicheren Stand.
Die Beretta steckte ich in die rechte Manteltasche. Am liebsten hätte ich Ike Clanton mit bloßen Fäusten überwältigt, aber man konnte nie wissen.
Die ersten Yards schaffte ich gut. Es gab keine Schwierigkeiten, und ich kam mir vor wie ein Bergsteiger. Sorgfältig vermied ich die Fenster. Deren Scheiben waren allen Widerständen zum Trotz noch erhalten geblieben, deshalb mein Umweg über das Dach. Sonst wäre ich durch das Fenster eingestiegen.
Der Irre tobte und schrie. Er lachte auch, und dazwischen hörte ich das dünne Weinen des Mädchens.
In mir stieg die Wut wie eine Flammensäule hoch. Wenn er der Kleinen etwas antat, dann…
Ich kletterte weiter. Verbissener als zuvor. Ich mußte es schaffen und diese Bestie zur Räson bringen.
Dann rutschte ich ab. Mit dem rechten Fuß glitt ich aus einem zu schmalen Spalt, griff aber mit den Händen nach und schaffte es, mich wieder zu fangen.
Das war knapp.
Zum Glück hielt Bill Conolly den Kerl hin. Seine Taktik war gut.
Er versuchte es mit Bitten und Drängen, obwohl er wußte, daß Clanton nie darauf eingehen würde, aber so war der Irre wenigstens abgelenkt und konnte sich nicht um die Geisel kümmern.
Als ich die schmale Dachrinne vor mir sah, war ich in Schweiß gebadet.
Die Kletterei hatte verdammt an meiner Kondition gezerrt.
Noch das letzte Stück.
Meine Finger klammerten sich um die Dachrinne. Ich hörte ein Knirschen und bekam eine Gänsehaut. Stabil sah das Ding nicht mehr aus. Daran konnte ich mich nicht stören, ich mußte es darauf ankommen lassen.
Ein Klimmzug – und ich war auf dem Dach. Wenigstens zum Teil, weil ich das rechte Bein hochgeschwungen hatte.

Als ich das linke nachzog, gab die Dachrinne nach. In einer Länge von mindestens vier Yard bog sie sich dem Erdboden entgegen.

Hastig zog ich auch noch das andere Bein nach und blieb erst einmal auf dem Dach liegen.

Geschafft!

Ich schaute mich um.

Über mir ein grauer Frühlingshimmel. Gar nicht postkartenlike.

Im Norden türmten sich vor den Bergen dicke Wolken. Die Straße, über die wir gekommen waren, sah aus wie ein schmales Band. Sie führte in Windungen auf die Stadt zu, deren Häuser von Kirchtürmen und Fabrikschornsteinen überragt wurden. Rhondda war keine Industriestadt, aber ein paar Unternehmen hatten sich doch angesiedelt.

Nur kurz streifte ich mit meinen Gedanken dieses Problem. Dann widmete ich mich wieder meiner eigentlichen Aufgabe.

Wie ein Klammeraffe hockte ich auf dem schrägen Dach und suchte nach einem Einstieg.

Rechts von mir – vielleicht zwei Yard entfernt – befand sich ein Loch. Dort hatte der Wind die Schindeln abgerissen.

Ich robbte hin.

Mein Mantel war schmutzig genug, da kam es auf den grauen Schmier auch nicht mehr an.

Unter mir knirschte es.

Sofort stoppte ich meine Robberei und blieb ruhig liegen.

Würden die Ziegel brechen? Wenn ja, war das schlecht, dann wäre Ike Clanton wahrscheinlich gewarnt.

Sie hielten.

Ich atmete auf und bewegte mich weiterhin vorsichtig auf das Loch im Dach zu.

Mit dem Oberkörper zuerst tauchte ich hinein.

Dämmerlicht. Nur unscharf erkannte ich den Glockenstuhl der Kapelle. Überall lag der Staub fingerdick. Ich turnte ganz durch die Öffnung und fand mich auf dem Glockenspeicher der Kapelle wieder.

Hier war alles aus Holz. Die Dachkonstruktion und die schmale Stiege, die nach unten führte.

Über mir sah ich zwei kleine Glocken. Die Klöppel hingen ruhig.

Das Glockenseil sah brüchig aus.

Zwei kleine Schritte brachten mich an die Stiege.

In der Kapelle tobte noch immer der Wahnsinnige. Seine Stimme überschlug sich. Ich hörte etwas von opfern und den Teufel austreiben. Da wußte ich, daß es verdammt Zeit wurde.

Die Steige besaß nur an der rechten Seite ein Geländer. Vertrauenserweckend sah mir die Holzkonstruktion nicht aus, deshalb legte ich meine Hand auch nicht darauf.

Vorsichtig balancierte ich über die Holzstufen nach unten.

Die Treppe endete dort, wo sich auch die kleine Orgel befand. Es war mehr ein Harmonium und hatte ebenso Staub angesetzt wie auch die übrigen Sachen.

Ich befand mich auf einer Empore. Das Harmonium stand direkt vor der Brüstung.

Sicherheitshalber ging ich in die Knie und legte das letzte Stück im Entengang bis zum Geländer zurück.

Die Stimme des Irren wurde von den kahlen Wänden noch verstärkt und gellte mir unangenehm in den Ohren.

Ich hob den Kopf und peilte vorsichtig über das Geländer nach unten.

Die Empore befand sich direkt über dem Altar, der Tür gegenüber. Bei den meisten Kirchen war es umgekehrt. Hier allerdings gereichte mir diese Bauweise zum Vorteil.

Ich sah Ike Clanton und auch seine Geisel!

Der irre Exorzist hielt das kleine Mädchen fest umklammert. Die linke Hand drückte um den Hals der Neunjährigen, in der rechten hielt er das Messer. Er bewegte diesen Arm heftig hin und her, im Rhythmus seiner Schreie, und manchmal gelangte die Klinge gefährlich nahe an die Kehle des Mädchens.

Mir stockte der Atem.

Wie sollte ich das Kind befreien?

Beide wandten mir den Rücken zu. Ich vernahm Bill Conollys Stimme. Immer wieder forderte er Clanton auf, sich doch zu ergeben, doch der Irre hörte ihn nicht oder wollte ihn nicht hören.

»Hau endlich ab!« brüllte er, und seine Worte hallten schaurig in der Kirche nach. »Verdammt, hau ab, sonst…«

Die restlichen Worte gingen in einem Hustenanfall unter, weil er sich verschluckt hatte.

Ich aber wußte, was er mit diesem ›sonst‹ meinte.

Er wollte das Kind töten.

Ich testete die Haltbarkeit der Brüstung. Sie war nicht gerade stabil, würde aber auch nicht zusammenbrechen, wenn sie mein Gewicht tragen mußte.

Es blieb mir wirklich nichts anderes übrig, als von der Empore aus nach unten zu springen.

Der graue Steinaltar war abgeräumt worden. Durch die Fenster fiel wenig Licht. Die Scheiben waren zu schmutzig, außerdem war es draußen auch nicht gerade ein strahlender Sonnentag.

Das Eingangsportal der Kirche verschwamm im Dämmerlicht.

Die Tür war kaum zu erkennen.

Ich stand auf der Brüstung.

Eine Sekunde dehnte sich zu einer Minute. Anrufen konnte ich den Kerl nicht, er würde sofort zustechen.

Ich mußte ihn überraschen. Meine Beretta hatte ich in die rechte Hand genommen. Wenn es nicht anders ging, blieb mir nur noch die Möglichkeit, ihn mit einer Kugel zu stoppen, damit ich das Leben des neunjährigen Mädchens retten konnte.

»Genug geredet!« brüllte Ike Clanton. »Ich werde die Kleine jetzt dem Teufel schicken!«

Nun drehte er ganz durch.

Sein hohles, irres Lachen schallte durch das Kirchenschiff. Er zerrte das Mädchen auf die Altarplatte zu.

Ich konzentrierte mich.

Jetzt!

***

Mein Sprung war zirkusreif. Ich kam über ihn wie die Rache des Himmels.

Wuchtig sprang ich Ike Clanton in den Rücken. Es war ein Schlag, mit dem er nie gerechnet hatte. Er wurde nach vorn gestoßen, fiel mit dem Gesicht auf die Erde.

Ich knallte auf ihn, hörte das Mädchen schreien, bekam mit den Fingern der linken Hand das Haar der Kleinen zu packen und riß sie unter der Bestie weg.

Sie schrie vor Schmerzen. Aber anders konnte ich sie nicht befreien. Durch diese Aktion war ich von Clanton abgelenkt worden. Der stach sofort wild zu.

Dieses verdammte meißelartige Messer fuhr durch den Stoff meines Mantels und ratschte dann an meinem Handgelenk entlang.

Haut wurde aufgerissen, mein Arm blutete.

Wild lachte er auf und warf sich herum.

Ich mußte einen Kniestoß einstecken, der mich an den Rand der Kampfunfähigkeit brachte. Zudem war ich in eine ungünstige Lage gerutscht. Ich lag jetzt mit dem Rücken auf dem Boden, der Irre hockte über mir. Die Beretta war mir durch diesen hinterhältigen Messerstoß aus der Hand gerutscht, sie lag ein paar Schritte entfernt, unerreichbar für mich.

Ike Clanton riß mich hoch.

Ich jagte ihm die Handkante gegen den Hals.

Er grunzte nur.

Dann schleuderte er mich zurück. Mit dem Rücken prallte ich gegen die Altarplatte, spürte einen stechenden Schmerz im Kreuz und bekam mit, wie Clanton nachsetzte.

Hoch hob er seinen rechten Arm, um das gefährliche Messer auf mich niedersausen zu lassen.

»Teufel!« brüllte er. »Du bist der Teufel! Ich werde dich zur Hölle schicken.«

Dann stieß er zu.

Es war ein ungeheuer harter Rammstoß. Und er legte all seine Kraft hinein, die er besaß.

Ich hing in einer Schräglage, hatte kaum festen Stand, aber ich konnte Karate.

Das Messer raste auf mich zu.

Und mit der verletzten Hand jagte ich ihm den Konterschlag entgegen. Der traf sein Gelenk dort, wo ich es haben wollte und bevor mich das Messer berührte.

»Ahhh…« Sein gellender Schrei jagte durch die Kapelle und endete in einem Wimmern.

Ich hatte mich zur Seite geworfen, und der Irre war neben mir auf die Altarplatte gefallen.

Dort blieb er liegen und wimmerte.

Der Schlag hatte ihn geschafft. Wahrscheinlich war sein Gelenk gebrochen.

Ich hatte mich nicht anders wehren können.

»John! John!« hörte ich die Stimme meines Freundes Bill. Er hatte es draußen vor der Kapelle nicht mehr ausgehalten und rannte auf mich zu.

Ich hob den linken Arm, nahm dann die Beretta und steckte sie ein.

Das Mädchen weinte noch immer. Bill nahm die Kleine auf den Arm und tröstete sie. Mit der Hand strich er über ihr langes Haar.

Bill schaute mich an. »Verdammt, du bist ja verletzt!« hauchte er.

»Halb so schlimm.« Ich holte bereits ein Taschentuch hervor und wickelte es mir um die Wunde. »Fürs erste muß es reichen«, sagte ich grinsend.

Dann kümmerte ich mich um den wahnsinnigen Ike Clanton. Er lag noch immer auf der Altarplatte und wimmerte. Ich zog ihn hoch und schaute ihm ins Gesicht.

Ike Clanton war nicht mehr jung, ich schätzte ihn auf sechzig Jahre. Er hatte eine rote Gesichtshaut und wäßrig wirkende Augen. Die weißen Haare standen wirr nach allen Seiten, unter der Gesichtshaut zuckten die Muskeln.

Ich packte ihn an den Mantelaufschlägen und schüttelte ihn durch. Ich mußte mich beherrschen, denn die Wut übermannte mich. »Was wollten Sie eigentlich?« fuhr ich ihn an. »Was, zum Henker?«

»Die Welt befreien«, flüsterte er. Obwohl er seine Stimme gesenkt hatte, klang noch immer der Haß mit hindurch, den er dieser Welt entgegenbrachte.

Ich nickte. »Ja, Sie können die Welt befreien«, erwiderte ich.

»Aber von der Zelle aus. Das wird Ihr Platz sein!«

»Nein, nein, nein!« kreischte er. »Ich komme wieder frei. Ich werde dem Satan paroli bieten, ich bin der große Teufelsaustreiber. Man ruft

mich, man braucht mich.«

Ich schleuderte ihn herum. »Gehen Sie«, sagte ich, »gehen Sie schnell.«

Durch die Bankreihen schritten wir dem Ausgang der Kapelle zu.

Bill und das Mädchen folgten uns. Der Reporter hatte die Kleine auf den Arm genommen. Er sprach leise und beruhigend auf sie ein, während sie den Kopf an Bills Schulter vergraben hatte.

Wir gingen nach draußen.

Der Bentley parkte etwas entfernt. Wir nahmen nicht den normalen Weg, sondern eine Abkürzung. Über eine feuchte Wiese liefen wir auf den Wagen zu.

Bill Conolly setzte die Kleine in den Wagen und stieg dann wieder aus, um mit gezogener Waffe auf Ike Clanton achtzugeben, der draußen stehengeblieben war, weil ich über Autotelefon mit der zuständigen Polizeistation Verbindung aufnahm.

Dort wußte man Bescheid. Man versprach mir, innerhalb kürzester Zeit einen Transporter zu schicken, der den Wahnsinnigen abholte und mitnahm.

Ich hatte mit ihm nichts mehr zu tun.

Ike Clanton hielt den Kopf gesenkt und starrte auf seine Schuhspitzen. Sein Mund bewegte sich, doch kein Ton drang über seine Lippen. Er ›sprach‹ stumm.

Bill bot mir eine Zigarette an. Ich nahm sie. Schweigend rauchten wir.

Schon bald hörten wir die Sirenen.

Die Waliser Polizisten kamen mit zwei Wagen. Einer besaß keine Scheiben, sondern nur vergitterte Luken. In diesem Transporter sollte Ike Clanton weggeschafft werden.

Ein Polizist kümmerte sich um das Mädchen, während sich die anderen mit Ike Clanton beschäftigten. Er leistete Widerstand und wollte sich nicht in den Wagen schaffen lassen. Die Beamten aber hatten Routine. Sie blieben Sieger.

Hart warfen sie die Tür ins Schloß.

Für Clanton ein Geräusch, das er für den Rest seines Lebens hören würde.

Dessen war ich mir sicher.

»Und was machen wir?« fragte Bill Conolly.

Ich hob die Schultern. »Wir fahren zurück nach London. Was hält uns hier?«

Der Einsatzleiter kam auf mich zu. »Sie müssen noch das Protokoll unterschreiben. Außerdem brauchen wir Ihre Aussage, Sir.«

Ich verzog das Gesicht. »Muß das sein?«

»Leider, Sir.«

Bill lachte. Ich schaute auf meine Uhr. Es war noch nicht allzu spät.

Wenn ich zwei Stunden für die Unterzeichnung des Protokolls rechnete, konnten wir es immer noch schaffen, in der Nacht in London zu sein. Vorausgesetzt, es ging alles glatt.

Nun, es dauerte doch länger, als wir angenommen hatten. Schuld daran waren erstens die Reporter und zweitens auch der Einsatzleiter. Er hatte noch nie in seiner Berufslaufbahn so gut vor der Presse dagestanden, und das kostete er jetzt aus. Außerdem hatten die Reporter Wind von der Sache bekommen und lauerten vor dem Polizeigebäude.

Bill und ich zogen uns diskret zurück. Wir waren nicht scharf darauf, den Rahm abzuschöpfen. Es verging Zeit. Mit einer Stunde Verspätung konnten wir mit den formellen Arbeiten beginnen. Ike Clanton hockte bereits in einer Zelle und dachte dort über sein Schicksal nach.

Manchmal tobte er. Die Beamten hatten ihm sicherheitshalber alle Sachen weggenommen, mit denen er sich hätte umbringen können.

Beim Verhör brauchte ich nicht mehr zugegen zu sein. Eine Sekretärin setzte das Protokoll auf. Ich las es mir durch und nickte.

Mit meiner Unterschrift beglaubigte ich das Schreiben.

Danach konnten wir fahren. Der Bentley stand auf dem Hof des Gebäudes. In der Nähe lagen auch die Zellen.

Wir hörten Ike Clanton schreien.

Bill blieb stehen und schaute zum Zellenfenster hoch. »Der ist wirklich verrückt«, stellte er fest.

Ich nickte und schloß den Wagen auf. Bis London würden wir es kaum noch schaffen, ohne zu übernachten.

Ich hatte bereits beim Yard angerufen, und Sir Powell, mein Chef, wußte Bescheid.

Da es noch hell war, wollten wir fahren, so weit wir kamen, und irgendwo unterwegs schlafen.

Ich startete den Wagen. Vor dem Polizeigebäude drängten sich noch immer die Neugierigen. Langsam bildeten sie eine Gasse für den Bentley.

Wir rollten in Richtung Ortsausgang. Bill hatte die Karte auf den Knien und suchte den besten Weg.

»Wir nehmen die Strecke, die wir gekommen sind«, sagte ich.

»Also über Gluchester und Oxford!«

»Genau.«

Noch waren wir guter Dinge und ahnten nicht, welche Überraschungen die nächsten Stunden auf Lager hielten…

***

»Saffi«, murmelte Gulliver O'Flynn. Und immer wieder »Saffi, Saffi!«

Dieses Mädchen hatte ihn fasziniert. Er hatte sie gesehen und war hingerissen. Wie ein Blitzstrahl war es über ihn gekommen, als hätte

der Liebesgott Amor einen Pfeil abgeschossen und ihn getroffen.

Bisher hatte er an das Sprichwort ›Liebe auf den ersten Blick‹ nie glauben wollen, hatte nur darüber gelacht, doch diesmal hatte es ihn voll erwischt.

O’Flynn mußte das Mädchen haben!

Und er würde alles dafür einsetzen, es auch zu bekommen, das schwor er sich.

Aber wo war sie?

Gulliver O’Flynn stand auf der nachtdunklen Straße und schaute sich um.

Keine Spur mehr von Saffi oder ihrem Vater. Sie schienen sich buchstäblich in Luft aufgelöst zu haben.

Wenn er nach links schaute, sah er den Ortsausgang. Er wurde bereits vom Schatten der Berge getroffen, und dort stand auch der Zigeunerwagen auf einer leicht ansteigenden Wiese.

Für Gulliver O’Flynn stellte sich das Problem klar und deutlich.

Er mußte zu Saffi gelangen und mit ihr reden, ohne daß ihr Vater etwas davon merkte. Der Alte war ja blind, deshalb würde es ihm keine großen Schwierigkeiten bereiten, den Wohnwagen zu betreten.

Welch ein Name, dachte er. Wie aus einem Traum oder einer Operette. Ja, aus einer Operette. Er hatte vor Jahren einmal ein Musikstück gesehen, in dem eine der weiblichen Hauptpersonen Saffi hieß. An den Titel konnte er sich allerdings nicht mehr erinnern. Er wußte nur, daß sich die Geschichte um Zigeuner drehte.

Doch Operetten sind Träume, aber diese Saffi hier war kein Traum. Sie lebte tatsächlich.

Er stand noch immer vor dem Gasthaus. Durch die geschlossene Tür drangen die Stimmen der Männer. Sie diskutierten eifrig und lautstark miteinander. Und alle waren einer Meinung: Der Zigeuner mußte weg!

Aber nicht nur er, sondern auch seine Tochter.

Das durfte auf keinen Fall geschehen. Wenn das Mädchen jetzt wegfuhr, dann sah er sie niemals wieder.

In Gulliver O’Flynn festigte sich der Entschluß, gegen die Einwohnerschaft des Dorfes anzugehen. Ganz allein. Und vor allen Dingen auch gegen die alte Kullina, denn sie hetzte und keifte am meisten gegen die beiden Zigeuner.

Er würde der Alten den Hals umdrehen, wenn sie sich weiterhin so anstellte, dachte er.

Auf keinen Fall wollte und würde er von Saffi lassen. Das käme einer Vergewaltigung seines Gefühls gleich.

Gulliver O’Flynn zögerte keine Sekunde mehr, wandte sich nach links und schritt los.

Der Ort hieß Tullverine und lag ziemlich abgelegen. Die großen Fernstraßen führten an ihm vorbei, man erreichte Tullverine nur auf

Nebenstrecken.

Die Menschen waren arm. Es gab kaum Industrie, nur eine Holzfabrik. Aber die arbeitete schon längst nicht mehr rentabel. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sie ihre Tore schloß.

Diese Probleme interessierten den jungen Studenten nicht. Er kümmerte sich um die Vergangenheit des Landes. Und da gab es gerade in Wales genügend Stoff. Hier lebten die Menschen mit ihrer Vergangenheit. Die Bewohner waren stark mit ihrer Heimaterde verwurzelt. Sie umzusiedeln, war ein großes Problem, worüber die Regierung seit langem grübelte. Deshalb bekamen sie die Arbeitslosenquote aber auch nicht nach unten.

Die Vergangenheit bestand aus zahlreichen Legenden und Sagen.

Fast jeder Ort, jeder Platz, Berg oder Hügel hatte seine eigene Geschichte. Da wurde von Zauberern erzählt, von Magiern und von Schamanen.

Gerade die Schamanen traten in Wales besonders häufig auf. Es waren Zauberpriester, die oft auch die Rolle des Arztes übernahmen. Die Schamanen heilten Kranke, führten einen Jagdzauber durch, um verlorenes Vieh zurückzuholen, und betrieben die Wahrsagekunst. Ihnen dienten Hilfsgeister, und sie hatten den Zugang zu einer überirdischen Welt.

Im Prinzip waren die Schamanen jedoch gut. Es gab allerdings auch bei ihnen schwarze Schafe.

Und eines dieser schwarzen Schafe hatte ausgerechnet in Tullverine sein Unwesen getrieben.

Vor vierhundert Jahren war es gewesen, als sich ein Schamane namens Ruuf das Dorf Untertan machte und die Menschen nach seiner Pfeife tanzen ließ.

Er hatte sich mit einem gewaltigen Dämon verbündet, dessen Name Destero lautete. Destero war ein Henker, und noch heute sprachen die Menschen seinen Namen nur flüsternd aus. Zusammen mit Ruuf schloß er einen grausamen Pakt. Auf dem Hügel vor dem Dorf wurde ein Galgen errichtet, und wer nicht gehorchte, den hängte Destero auf. Ruuf führte zuvor die Verhandlung. Kein Geschichtsbuch und keine Chronik schrieb jemals davon, daß er auch nur einen Angeklagten freigesprochen hatte. Er trieb sie alle Destero zu, der die Menschen hängte. Ihre Seelen brauchte er für das Schattenreich.

Irgendwann gelang es dann einem jungen Mann, das Dorf zu verlassen und Hilfe zu holen.

Er fand sie bei den Mönchen in den Bergen. Sie vertrieben den Schamanen, und damit war auch die Ära des Destero beendet. Von ihm hatte man nie wieder etwas gehört.

Aber auch der Galgen existierte nicht mehr. In einer stürmischen Nacht, so erzählte die Geschichte, verschwand er plötzlich von der

Bildfläche.
Niemand wußte wohin.
Doch der Hügel der Gehenkten blieb weiterhin in der Erinnerung der Menschen haften.
Sie erzählten oft darüber, und die Geschichten wurden ausgeschmückt. Jeder im Dorf wußte um den Hügel der Gehenkten, niemand betrat ihn, und genau dort, wo der Galgen gestanden hatte, war die Erde verbrannt. Es wuchs kein Gras mehr, nichts…
Nur Gulliver O'Flynn hatte es gewagt, auf den Hügel zu steigen.
Und er hatte sich gewundert, denn dicht vor der Kuppe waren noch die alten, in die Erde eingestochenen Trittstufen zu sehen, über die die Delinquenten damals dem Galgen entgegenstiegen.
Obwohl Gulliver O'Flynn wirklich nicht an Geister glaubte, hatte ihn doch ein seltsames Gefühl beschlichen, als er auf dem Hügel stand und hinunter zum Dorf schaute.
Irgendwie war dort oben die Luft anders. Kälter und beklemmender. Das Böse schien dort zu lauern, es hatte auf dem Hügel eine Heimat gefunden.
Er hatte sich auch nicht lange dort aufgehalten, sondern war rasch wieder herabgestiegen. Auf jeden Fall hatte er auch im Dorf nichts von seinem Ausflug erzählt. Die meisten Menschen hätten wohl nicht mehr mit ihm gesprochen und ihn wie einen Aussätzigen behandelt.
Diese Gedanken kreisten durch seinen Kopf, während er die Straße bis zum Dorfende daherschritt. Zwei geparkte Wagen wirkten wie Fremdkörper aus der Zukunft. In Tullverine hatte man das Gefühl, daß die Zeit stehengeblieben war.
Autos, Fernseher und andere Dinge der modernen Technik gehörten einer anderen Zeitepoche an.
Die Dorfstraße war mit einem schlechten Pflaster bedeckt. Am Ortsende jedoch hörte diese Unterlage völlig auf. Ein normaler Feldweg führte weiter in das Gelände hinein. Oft mit Schlaglöchern übersät.
Die Umgehungsstraßen lagen meilenweit entfernt.
Hinter Tullverine begannen die Felder. Zahlreiche Einwohner lebten von der Landwirtschaft, einen kleinen Acker besaß fast jeder.
Hier wuchs das, was man zum Leben benötigte. Dazwischen gab es die Wiesen und auch das Weideland für Kühe und Schafe.
Auf solch einem Stück Boden stand der Zigeunerwagen.
Von der Straße aus war er nicht zu sehen, doch hinter den zugezogenen Vorhängen brannte Licht, dessen matter Schein durch die Ritzen fiel und mitten in der Luft eine Insel schwacher Helligkeit bildete.
Der junge Mann blieb stehen. Er hatte sich an den Straßenrand gestellt und schaute zu seinem Ziel hinüber.

Vor ihm floß Abwasser durch einen Graben, und der Geruch stieg unangenehm faulig in seine Nase.

Sollte er hingehen?

Er dachte an den Blinden und auch daran, daß ihm dieser Mann Unbehagen und Angst eingeflößt hatte. Bei seinem Anblick spürte er das gleiche Gefühl wie vor Wochen auf dem Hügel der Gehenkten. Eine Aura des Fremden, des anderen, des nicht Erklärbaren.

Plötzlich verspürte er eine regelrechte Sucht auf eine Zigarette, doch er beherrschte sich.

Das hell klingende Schnauben eines Pferdes drang an seine Ohren. Es war vor den Wagen gespannt und zog ihn durch die Lande.

Dieses Schnauben wirkte auf den jungen Studenten wie ein Signal. Was nutzte all das Zögern und Zaudern, wenn er Saffi sehen wollte, dann mußte er dem Wohnwagen einen Besuch abstatten. Da im Wagen Licht brannte, war sie auch zu Hause.

Ein großer Schritt brachte ihn über den Graben. Danach versanken seine Halbschuhe im feuchten Untergrund. Es hatte in den letzte Tagen stark geregnet, und der Boden war noch nicht getrocknet.

Vorsichtig und leicht geduckt schlich er weiter. Er warf einen Blick auf seine Uhr.

Noch drei Stunden bis zur Tageswende.

Bald würde es auch wieder länger hell sein, denn die Märztage waren doch noch ziemlich kurz.

Gulliver O'Flynn hatte den Plan gefaßt, sich dem Wagen von der Rückseite zu nähern. Das Pferd sollte ihn so spät wie möglich bemerken, am besten gar nicht, damit es ihn nicht durch ein heftiges Schnauben oder Wiehern verriet.

Nach wenigen Minuten hatte er die Rückseite des Wagens erreicht. Sie war ziemlich schmal. Es gab eine Tür und auch eine Trittleiter, die allerdings jetzt hochgeklappt war.

Lauschend legte Gulliver sein linkes Ohr gegen die Tür.

Nichts – kein Geräusch.

Im Wagen war es still.

Auch das Pferd verhielt sich still, es warnte seinen Herrn nicht, sondern weidete. Gulliver hörte das Mahlen der Zähne, wenn es das Gras zerkaute.

Da er tiefer stand als das Niveau des Wohnwagens, sah er dicht vor seinen Augen die gebogene Klinke. Die Versuchung, sie hinunterzudrücken, war groß, doch Gulliver zögerte. Wenn er das tat, kam er sich wie ein Einbrecher vor, und das wollte er nicht. Er beabsichtigte nur, das Mädchen zu sehen.

Wieder sah er die dunklen Augen vor sich, die seiner Meinung nach einen traurigen Ausdruck besaßen. Aber er wollte die junge Saffi lachen sehen. Sie sollte fröhlich sein, und sie sollte mit ihm gehen und

nicht ihr Leben in einem alten Zigeunerwagen verbringen.
Das war sein Wunsch.
Wie von selbst glitt seine rechte Hand in die Höhe. Die Finger krümmten sich. Er stach den mittleren etwas vor und klopfte gegen die Tür.
Keine Reaktion.
Vielleicht habe ich zu zaghaft geklopft, dachte er und probierte es ein zweitesmal.
Diesmal heftiger, fordernder.
Dann trat er ein wenig zurück, denn die Tür war nach außen zu öffnen.
Schritte… Sie kam … Sein Herz klopfte plötzlich schneller. Das Blut rauschte in seinem Kopf. Er kam sich vor wie ein verliebter Primaner. Gleich würde sie vor ihm stehen und … Die Tür wurde aufgezogen. Sie war es tatsächlich. Saffi, das Mädchen. Sie trug noch immer dieselbe Kleidung, nur die Mantilla hatte sie abgenommen, und sie schaute den jungen Mann überrascht und erstaunt zugleich an.
Er lächelte. Plötzlich spürte er einen Kloß im Hals. All die Worte, die er sich zuvor zurechtgelegt hatte, waren vergessen. Er brachte einfach keinen Ton mehr hervor.
Saffi faszinierte ihn. »Sie sind es?« hauchte sie erstaunt. Gulliver nickte. Saffi schaute ihn an. Ihr Blick tastete ihn von oben bis unten ab. »Was wollen Sie von mir?« fragte sie nach einer Weile. »Wer hat Sie geschickt?«
»Ich bin von allein gekommen.« Leise lachte Saffi auf. »Das glaube ich Ihnen nicht, Mister. Nein, wahrscheinlich haben die anderen Sie geschickt, um hier zu spionieren. Sie waren doch selbst in der Gaststätte und haben gesehen, wie die feinen Leute mit meinem Vater und mir umgesprungen sind. Sollen Sie hier spionieren, um es den anderen brühwarm zu berichten, Mister?«
»Nein, so ist es nicht.«
»Wie dann? Aus welchem Grunde sind Sie gekommen?«
»Es… es geht mir um Sie.«
»Um mich?« fragte Saffi verwundert.
»Ja.«
»Aber weshalb.«
O verdammt, warum ist das denn alles so schwierig? dachte der junge Student. Er war wirklich nicht auf den Mund gefallen, aber jetzt fehlten ihm einfach die Worte. Saffi hob die Schultern und wollte die Tür schließen, doch Gulliver streckte seine Hand aus und legte sie gegen das Holz.
»Nein, bitte nicht.«
»Was wollen Sie dann?«
»Ich… ich …«, Gulliver O’Flynn schluckte. Zum Henker, ich sage ihr

die Wahrheit, dachte er. »Weil ich mich in Sie verliebt habe, Saffi. Deshalb bin ich gekommen, es ist sonst kein anderer Grund dabei. Können Sie mich verstehen?«

Plötzlich lächelte sie. Obwohl ihr Gesicht im Schatten lag, hatte Gulliver das Gefühl, es würde die Sonne in ihren Augen aufgehen.

»Ja«, sagte er, »es ist so. Ich habe mich unsterblich in Sie verliebt.«

»Unsinn.«

»Nein, Saffi, es ist kein Unsinn. Ich möchte mit Ihnen reden. Kommen Sie nach draußen, bitte! Lassen Sie uns etwas Spazierengehen. Ich möchte mit Ihnen sprechen, ich will Ihnen helfen. Wirklich, Sie, nein, du mußt es mir glauben.« Er streckte seine Arme aus und legte die Hände auf ihre Schultern. Obwohl es draußen kühl war, fühlte sich ihre Haut warm an. Sie war fest und geschmeidig, und Saffi machte auch keine Anstalten, zurückzuweichen.

Sie blieb einfach stehen.

»Du mußt mir glauben, Saffi«, flüsterte er.

»Aber ich kenne Sie überhaupt nicht.«

»Ich heiße Gulliver O'Flynn und bin Student«, sprudelte er hervor.

»Nun ja…«

»Bitte, komm mit, Saffi.«

»Das kann ich nicht.« Ihre Stimme klang so entschieden, daß der junge Mann seine Hände wieder zurückzog. Enttäuschung schwang in seiner Stimme mit, als er fragte: »Was hindert dich daran?«

»Mein Vater«, lautete die Antwort. »Ich kann ihn nicht allein lassen. Er ist hilflos. Wenn er erwacht und mich nicht bei sich weiß, dann drehte er vielleicht durch.«

Diese Einstellung verstand Gulliver. Er fand sie sogar sehr nobel.

Was er nicht zu hoffen gewagt hatte, das trat ein. Saffi machte ihm einen Vorschlag.

»Wenn du willst, dann kannst du zu mir kommen. Ich meine, in den Wohnwagen…«

»Wirklich?« Gullivers Herz übersprang vor lauter Freude einen Schlag.

»Ja.« Sie gab die Tür frei.

Gulliver O'Flynn machte einen großen Schritt und betrat den Wohnwagen. Er dachte nur an das Mädchen. Daß auch noch etwas anderes dort lauern konnte, kam ihm überhaupt nicht zu Bewußtsein…

***

Der Eingang war ziemlich schmal. Zwar hatte Saffi durch Zurückweichen Platz geschaffen, trotzdem berührte Gullivers Arm ihren Körper. Der Ellenbogen glitt über ihre Brüste, und es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag.

Saffi wich auch nicht zur Seite. Sollte ihr diese Berührung gar nicht so unangenehm sein?

Sie schloß die Tür.

Im Innern des Wohnwagens war es dämmrig. Es brannte nur eine alte Petroleumfunzel, und die stand auf einem kleinen Tischchen mit gekrümmten Beinen.

Der Raum war in zwei Hälften geteilt. Die hintere wurde durch einen dunkelblauen Vorhang abgedeckt. Wahrscheinlich befanden sich dort die Schlaflager.

Gulliver O'Flynn deutete auf den Vorhang und bewegte die Lippen. »Schläft dein Vater dort?«

Saffi nickte.

»Hat er einen tiefen Schlaf?«

Das Zigeunermädchen hob die Schultern und deutete auf ein altes Sofa. Der rote Bezug war schon verschlissen. An einer Seite schoß eine Sprungfeder aus dem Stoff.

Vor dem Sofa stand ein kleiner Tisch, auf dem eine gehäkelte Decke lag. Ein niedriger Schrank und eine einfache Waschgelegenheit vervollständigten die Einrichtung. Sie war wirklich mehr als primitiv. Der junge Student fragte sich, wie Menschen nur so hausen konnten. Dazu noch ein Girl wie Saffi.

Eine Hälfte ihres Gesichts lag im Schatten. Die andere wurde vom Lichtschein getroffen und schien leicht zu glühen. Zudem machte die Beleuchtung ihre Züge noch weicher und ebenmäßiger, als sie normalerweise schon waren. Gulliver bewegte sich und legte seinen Arm um die Schulter des Zigeunermädchens.

Als seine Finger ihre Haut berührten, zuckte Saffi zuerst zusammen, saß aber dann still.

»Was ist denn?« flüsterte Gulliver.

»Nichts, ich…«

»Ich möchte dich hier herausholen«, gestand ihr der junge Student. »Du sollst mit mir kommen und nicht in diesem verdammten Wagen hier versauern.«

»Das geht nicht.«

»Dein Vater?«

»Ja.«

»Unsinn. Vergiß ihn!«

»Nein, das kann und darf ich nicht. Er hat mich großgezogen. Er hat mir alles beigebracht, ich habe ihm so unendlich viel zu verdanken.«

»Das haben andere Töchter ihren Vätern auch. Trotzdem gehen sie weg, wenn sie einen Mann kennengelernt haben. Oder gefalle ich dir vielleicht nicht?«

»Doch.« Und nach einer kurzen Pause. »Sehr.«

»Na bitte.«

»Aber bei uns ist das anders. Ich bin erst neunzehn…«

»Genau das richtige Alter.« Sie lachte leise und beugte sich nach vorn, wobei sie ihre Hände auf den Tisch legte. Zum erstenmal sah Gulliver ihre Finger. Sie waren gebräunt und lang, die Nägel glänzten matt. »Wenn ich heirate, dann nur einen von uns«, erwiderte sie. »Keinen Fremden.« Gulliver hob erstaunt die Augenbrauen.

»Wie meinst du das?«

»Ich muß jemanden heiraten, der zu meinem Volk gehört. Also einen Zigeuner.«

»Das ist doch nicht wahr.«

»Es stimmt. Die Tradition schreibt es vor.«

»Darauf pfeife ich.«

»Ich kann es nicht.«

»Willst du dein ganzes Leben in diesem Wagen verbringen?« Sie hob die Schultern. »Was bindet dich an deinen Vater?« erkundigte er sich. »Warum hängst du so an ihm?«

»Es ist die Tradition.« Gulliver schüttelte den Kopf. »Nein, Saffi. Die Tradition kannst du vergessen. Das war einmal. Wir leben in einem aufgeklärten Jahrhundert und nicht in der Vergangenheit.«

Saffi drehte den Kopf und schaute den jungen Mann an. »Hast du eine Ahnung, Gulliver.«

Schweigen entstand. Der Student wurde wieder an die Szene in dem Gasthaus erinnert. Irgend etwas stimmte mit diesem Mädchen nicht und vor allen Dingen nicht mit dem alten Zigeuner. Der Blinde war ihm suspekt, regelrecht unheimlich. Er hatte etwas zu verbergen, das stand fest.

Außerdem hatte er einen Namen erwähnt, der ebenfalls schrecklich klang.

Destero!

Nie zuvor hatte Gulliver diesen Namen gehört, aber er war sicher, daß sich dahinter ein Geheimnis verbarg.

Und er fragte Saffi danach.

Das Zigeunermädchen erschrak. Saffi preßte ihre Hand dorthin, wo unter der Haut das Herz schlug. »Um Himmels willen, sprich diesen Namen nicht mehr aus.«

»Was ist so schlimm daran?«

»Destero ist ein Henker.«

»Und?«

»Dieser Destero ist nicht nur ein Henker, sondern auch ein Dämon. Er hat das Grauen verursacht. Er hat den Hügel der Gehenkten in Besitz genommen, und er war es, der Ruuf, den Schamanen, angeleitet hat. Bitte, vergiß diesen Namen.«

»Wenn du meinst.«

Saffi nickte und schaute auf die Uhr. »Du hast jetzt mit mir

gesprochen, Gulliver. Tu mir den Gefallen und geh.«

Der Student war erstaunt. »Du schickst mich weg?«

»Ja.«

»Aber warum?«

»Frag nicht, es ist besser.«

Gulliver O'Flynn schüttelte den Kopf. »Nein, meine Liebe, ich bleibe hier. Was soll uns denn passieren? Dein Vater schläft, wir sind allein, es stört uns niemand. Ich habe lange genug darauf gewartet, endlich mal ein Girl wie dich zu treffen, und ich möchte dich nicht so einfach gehen lassen.«

Sie machte eine schnelle Bewegung, und sein Arm rutschte von ihrer Schulter. »Bitte, geh!«

Gulliver überlegte. Vielleicht war es wirklich besser. Unter Umständen sollte er den Bogen nicht zu sehr überspannen. Wenn er schon einmal das Glück hatte, auf solch ein Girl zu treffen, mußte er seine Ungeduld zügeln.

»Wie lange bleibt ihr noch hier?« fragte er.

Sie hob die Achseln. »Die Leute wollen uns weghaben«, erwiderte sie leise.

»Das ist nur Gerede.«

»Ist es nicht, Gulliver. Sie hassen die Zigeuner. Ich kenne das, denn ich erlebe das nicht zum erstenmal. So ist es überall auf der Insel. Wir werden davongejagt wie Hunde. Aber in diesem Fall wird sich mein Vater wehren, das weiß ich.«

»Dann bin ich auf seiner Seite.«

Sie erschrak. »Nein, auf keinen Fall, das könnte sonst sehr schlimm für dich werden.«

»Verdammt noch mal, warum?«

Sie stand auf und deutete auf die Tür. »Frag nicht, sondern nimm es hin.«

Gulliver O'Flynn stammte aus Irland. Wenigstens kamen seine Eltern von der grünen Insel, und er hatte von seinen Erzeugern die Dickköpfigkeit geerbt.

So einfach ließ er sich nicht abspeisen. Was er die ganze Zeit über bereits gespürt hatte, wurde für ihn langsam zur Gewißheit. Dieses Zigeunermädchen, in das er sich verliebt hatte, umgab ein Rätsel.

Und das wollte er lösen.

Vor der Tür blieb er stehen und breitete beide Arme aus. »Ich gehe nicht«, sagte er fest.

Scharf atmete Saffi ein. »Das kannst du mir und dir nicht antun«, hauchte sie.

»Und ob ich das kann.« Gulliver deutete auf den Vorhang. »Dahinter schläft dein Vater. Ihn will ich wecken. Ich will von ihm allein erfahren, weshalb du dich so anstellst.«

»Nein, nicht!«
»Unsinn, was ich mir einmal vorgenommen habe, führe ich auch durch. Du hinderst mich nicht daran.« Er ging vor.
Rasch sprang ihm Saffi in den Weg. »Willst du unbedingt sterben?« fragte sie.
Abrupt blieb O'Flynn stehen. »Jetzt spiel nicht verrückt, Mädchen. Ich möchte noch sechzig Jahre leben. Wenn es geht, mit dir zusammen. Doch bevor ich dich heirate, werde ich erst euer Geheimnis lüften.«
Ohne auf den Protest des Mädchens zu achten, schob er Saffi kurzerhand zur Seite und ging auf den Vorhang zu.
Die Zigeunerin schlug ein hastiges Kreuzzeichen, dann zog sie die Hand so heftig zurück, als hätte sie sich verbrannt.
Der junge Student griff nach dem Vorhang. Seine Finger hatten sich bereits in eine Stoff alte gewühlt, als er abrupt innehielt.
Er hatte ein Geräusch gehört.
Stöhnen!
Und es war hinter dem Vorhang aufgeklungen.
Der Blinde war erwacht.
O'Flynn schluckte. Um so besser, wenn er wach war, dann brauchte er ihn wenigstens nicht zu wecken, dachte er.
»Laß es sein«, flüsterte Saffi hinter ihm. »Bitte, laß es sein. Du rennst in dein Unglück!«
»Nein!« Gulliver holte noch einmal tief Luft, um den Vorhang zur Seite zu ziehen.
Da spürte er plötzlich etwas Spitzes, Kaltes im Nacken, und er blieb steif stehen.
Nahe an seinem rechten Ohr vernahm er die Stimme des Mädchens. »Ich halte hier ein Messer in der Hand«, raunte Saffi. »Wenn du den Vorhang öffnest, stoße ich zu!«
Plötzlich zitterte er. »Du… du bist wahnsinnig!« keuchte Gulliver.
»Nein, ich war noch nie so klar wie jetzt. Ich will dich vor großem Schaden bewahren.«
Der Student zögerte. Sekunden vergingen. Eine Zeit, in der die Spannung wuchs. Dann entspannte sich Gulliver.
»Okay, Saffi, du hast gewonnen.«
Der Druck verschwand. Zurück blieb ein leichter Schmerz. Etwas Feuchtes rann ihm in den Hemdkragen. Sein Blut.
Saffi trat zurück. Die Hand mit dem Messer hatte sie sinken lassen. »Es tut mir leid«, entschuldigte sie sich, »aber ich sah keine andere Möglichkeit.«
O'Flynn drehte sich um und nickte. »Schon gut«, erwiderte er.
Noch im gleichen Moment schnellte seine rechte Hand vor und umklammerte das Messergelenk des Mädchens.

Saffi schrie auf, als O'Flynn ihren Arm wuchtig herumriß. Ihre Faust öffnete sich, das Messer rutschte ihr aus der Hand und fiel zu Boden. Gulliver trat es mit dem linken Fuß weg. Die Waffe glitt unter das Sofa.

Dann schleuderte er das Zigeunermädchen auf das Sitzmöbel.

»So!« zischte er, »jetzt wollen wir uns einmal vernünftig miteinander unterhalten. Wenn du mir ja nicht soviel bedeuten würdest, hätte ich jetzt anders reagiert. Warum bist du mit dem Messer auf mich losgegangen? Warum, zum Henker?«

»Weil ich dich retten will«, lautete die gequält klingende Antwort. »Wirklich, Gulliver…«

O'Flynn lachte auf. »Das gibt's doch nicht. Du wolltest nicht *mich* retten, sondern irgend etwas vor mir verbergen. Aber da hast du dich geschnitten, Mädchen. Ich schaue mir deinen Vater an. Angst habe ich nämlich keine.«

Saffi begann zu weinen. »Es war deine letzte Chance«, schluchzte sie. »Wirklich…«

»Quatsch.« O'Flynn ließ sich jetzt nicht mehr beeinflussen und schritt auf den Vorhang zu. Mit einem heftigen Ruck zog er den Stoff zur Seite und starrte in die dahinterliegende Hälfte des Wohnwagens.

Er sah ein altes Feldbett.

Mehr nicht.

Und auf dem Bett lag jemand.

Ein Mann.

Saffis Vater.

Er hatte sich nicht einmal ausgezogen, sondern trug noch immer seinen grauen Mantel. Und auch die Brille hatte er nicht abgenommen. Die beiden dunklen Gläser klebten vor seinen Augen.

Neben dem Bett blieb der junge Mann stehen. Scharf saugte er den Atem durch die Nase ein.

»Steh auf, Alter!« herrschte er den Mann an. »Los, steh auf. Ich will mit dir reden!«

Der Blinde reagierte nicht. Steif blieb er liegen. Seine Arme lagen auf der Brust, die Hände hatte er gefaltet.

»Hoch mit dir!« knirschte Gulliver.

Da richtete sich der Alte auf. Als hätte jemand ein Band an seinem Nacken befestigt und daran gezogen.

O'Flynns linke Hand schnellte vor. Seine Finger umfaßten den Bügel der Brille. Er hatte plötzlich das Gefühl, daß dieser alte Zigeuner gar nicht blind war.

Ruckartig riß er ihm die Brille von den Augen.

Und fuhr im gleichen Moment entsetzt zurück!

***

Die Dämmerung holte uns ein und damit die Dunkelheit. Ich hatte längst die Scheinwerfer eingeschaltet. Wir rollten über enge Straßen, die eine romantische Landschaft durchschnitten.

Berge, Wälder, Hügel. Dazwischen die kleinen Städtchen oder Dörfer. Dort blinken zahlreiche Lichter.

Bill Conolly hatte hin und wieder geschlafen. Als er jetzt wach wurde, rieb er sich die Augen und schaute verwundert durch das Fenster. »Verflucht, das ist ja schon dunkel.«

Ich nickte. »Sehr richtig, mein Lieber, aber du verschläfst ja die meiste Zeit.«

»Ich habe wenigstens ein gutes Gewissen«, gab er mir zur Antwort.

»Wer's glaubt.«

Bill griff zur Karte. »Wo stecken wir hier eigentlich? Haben wir Glouchester schon hinter uns?«

»Nein.«

»Hast du eine lahme Karre.«

»Ich weiß, daß dein Porsche fliegen kann«, scherzte ich.

»Und wie.« Bill reckte sich. »Eigentlich könnte ich noch ein kleines Nickerchen machen.«

»Und nachts?«

»Gehe ich auf Tour, nachdem ich mich in einen Werwolf verwandelt habe.«

Vor uns tauchte eine enge Kurve auf. Ich mußte mit der Geschwindigkeit herunter, ging vom Gas und zog den Bentley in die Kehre.

Danach öffnete sich ein Tal. Links von uns lag ein Hügel. Nur schwach war seine Kuppe zu erkennen. Im Tal befand sich ein Ort.

Die Lichter strahlten wie winzige Sterne.

Schlaglöcher wechselten ab mit tiefen Reifenspuren. Wir wurden durchgeschaukelt, und Bill kam nicht dazu, seine Augen zu schließen. Dafür schimpfte er.

Dann gab es einen Knall. Wir hatten uns dem Ort bis etwa auf ein paar hundert Yard genähert, als der linke Hinterreifen plötzlich seinen Geist aufgab.

Platten!

Zuerst fuhr ich weiter, weil ich das gar nicht so recht glauben wollte. Dann aber merkte ich, wie der Bentley schlingerte.

Bill faßte sich an den Kopf. »Auch das noch!« stöhnte er. »Erzähl du mir nichts mehr von der Qualität eines Bentley.«

Ich öffnete schon die Tür. »Mach's halblang, Junge. Den Reifen deines Porsche hätte der Weg auch nicht gerade eine Freude bereitet.« Ich war ziemlich sauer. Ein defekter Reifen hatte uns noch gefehlt.

Ich schaute nach.

Das Ding war platt, und der Bentley hatte links Schlagseite. Es gab

keine andere Möglichkeit. Wir mußten den Reifen wechseln.
Bill öffnete schon die Kofferhaube. Dort lag auch mein Einsatzkoffer, den ich nicht zu Hause gelassen hatte. Seit neuestem befand sich auch der silberne Bumerang darin, der es geschafft hatte, den Schwarzen Tod zu vernichten.
»Moment mal«, stoppte ich meinen Freund und deutete nach unten, wo sich die Lichter des Dorfes befanden. »Es ist ja nicht mehr weit. Bis dahin schaffen wir es auch mit einem luftlosen Reifen.«
»Denk an die Felgen.«
Ich hob die Schultern. »Das halten sie schon aus.«
»Du setzt ja sehr viel Vertrauen in deine Karre«, bemerkte der Reporter.
»Und wie.«
»Sollen wir schieben, oder willst du fahren?« fragte Bill Conolly.
Ich entschied mich für das Fahren. Wenn ich langsam rollte, mußte es klappen.
Bill wollte neben dem Wagen hergehen, und ich nahm wieder hinter dem Lenkrad Platz.
Der Weg hatte etwas Gefälle, und so konnte ich den Bentley rollen lassen. Hin und wieder mußte ich auf die Bremse treten, weil der Wagen zu schnell wurde. Und das tat der Felge keineswegs gut.
Bill lief neben dem Bentley her. Er bewegte sich in geduckter Haltung voran und schaute dabei immer auf den Reifen. Meist nickte er beruhigend.
Zum Glück herrschte auf diesem schmalen Weg kein Verkehr.
Wenn ein anderer Wagen entgegenkam, mußte einer von uns in den Graben ausweichen.
Dann hörte ich Bills Ruf: »Stopp!«
Ich bremste.
Der Bentley stand. Bevor ich aussteigen konnte, riß der Reporter bereits die Tür auf.
»Was ist denn?« fragte ich und dachte an den luftlosen Reifen.
Bill Conolly aber belehrte mich eines Besseren.
»Ich habe einen Schrei gehört«, sagte er.
Sofort schaltete ich um. Der Wagen war vergessen. Daß Bill sich getäuscht hatte, daran glaubte ich nicht. Mein Freund war ein erfahrener Kämpe.
Da hörte ich den Schrei ebenfalls.
Schwach drang er an meine Ohren. »Neiiin! Nicht. Laßt mich. Ich will nicht…«
»Das war links!« flüsterte mein Freund.
Und dort befand sich ein Hügel. Leider war es zu dunkel, um etwas erkennen können.
Aber daß sich ein Mensch in Not befand, daran gab es für mich

keinen Zweifel.
»Komm«, sagte ich und stieß meinen Freund an. Gemeinsam rannten wir los.
Den Einsatzkoffer ließ ich im Wagen zurück. Es war ein Fehler, wie sich später herausstellen sollte…

***

Der Blinde hatte Augen!
Aber was für welche.
Keine verdrehten, weißen Augäpfel, wie Gulliver angenommen hatte, sondern kalte blaue Pupillen. Und sie waren aus Kristall.
Mit diesen ›Augen‹ schauten der Blinde den jungen Mann an.
Gulliver war zurückgewichen. In seinem Rücken spürte er den Vorhangstoff, die Hände hatte er gegen seine Wangen gepreßt, und er konnte den Blick von dem Gesicht nicht lösen.
Es sah schaurig aus.
In den beiden Kristallen funkelte und gleißte ein unheimliches Feuer, das tief aus dem Innern des Mannes strömen mußte, denn normales Licht gab es nicht, das sich in den Augen des Blinden brechen konnte.
Die Kristalle erinnerten Gulliver an Rhomben, und sie sprangen weit aus den Höhlen hervor.
Noch saß der Blinde auf seinem Bett. Jetzt aber streckte er den Arm aus. Seine Haut zeigte ebenfalls eine leicht bläuliche Farbe, und sein Zeigefinger wies auf den entsetzten jungen Mann.
»Was willst du hier?«
»Nichts.« Gulliver schluckte. »Ich… ich …«
»Du hast mich geweckt!«
»Ja, ja, natürlich. Aber das wollte ich nicht. Es… es war ein Versehen. Bitte, glauben Sie mir.« Seine Stimme überschlug sich.
Der Blinde schüttelte den Kopf. »Es war kein Versehen, junger Mann. Du bist zu meiner Tochter gekommen, um sie zu verführen.«
»Nein, das stimmt…«
»Lüg nicht!« peitschte die Stimme des Zigeuners, und der junge Student zuckte zusammen. Er duckte sich, als hätte er einen Peitschenhieb bekommen.
»Liebst du sie?« fragte der Alte plötzlich.
»Ja.«
»Sehr?«
Gulliver nickte.
»Würdest du für sie in den Tod gehen?«
Die Frage erschreckte Gulliver zutiefst. Er gab keine Antwort. In seinem Kopf wirbelten die Gedanken.
»Würdest du für sie sterben?«
Gulliver O’Flynn faßte sich ein Herz. Er versuchte, seiner Stimme

einen sicheren Klang zu geben. »Ich weiß nicht, was das bedeuten soll«, formulierte er. »Warum soll ich sterben? Ich will nicht sterben, sondern leben – und zwar mit ihr.«

Der Alte lachte. Es war mehr ein Kichern, aber dieses Geräusch jagte Gulliver eine Gänsehaut über den Rücken. »Das hatte ich mir gedacht, du Bastard. Aber mir nimmt man nichts weg. Vor allen Dingen nicht meine Tochter.« Er kam auf den jungen Mann zu, und bevor dieser eine Bewegung machen konnte, hatte der Blinde ihm die Hand auf die Schulter gelegt.

Plötzlich spürte Gulliver die Kälte. Sie strömte von den Fingern des Alten aus und glitt in seinen Körper hinein, wo sie das Blut zu gerinnen schien. Alles in ihm wurde kalt, und er sah genau in die blauen Kristallaugen.

»Ich bin der Schamane«, sprach der Blinde. »Ich bin Ruuf oder vielmehr dessen Nachfolger. Und nichts wird mich daran hindern, an den Bewohnern des Dorfes Rache zu nehmen.«

Gulliver hörte die Worte, doch er verstand sie nicht. Er verstand überhaupt nichts mehr, denn er besaß keinen eigenen Willen. Der Alte hatte ihm seinen aufgezwungen.

»Willst du für sie sterben?« fragte er noch einmal.

Bevor der junge Mann eine Antwort geben konnte, wurde der Vorhang zur Seite gerissen und Saffi erschien.

»Nein!« rief sie. »Nicht, Vater. Laß ihn in Ruhe, bitte! Du darfst ihn nicht töten!«

Ruuf schüttelte den Kopf. »Ich werde ihn umbringen. Er gehört zu den anderen.«

Das Zigeunermädchen rang verzweifelt die Hände. »Er wohnt zwar in Tullverine, aber er ist anders. Er distanziert sich von den übrigen Bewohnern, er liebt mich.«

»Dann soll er für dich sterben«, forderte Ruuf.

»Ja, ich will«, antwortete der junge Mann.

Saffi sank zurück. »Nein!« hauchte sie. »Nein, das darf nicht wahr sein. Sag, daß es nicht wahr ist, Gulliver. Du willst doch für mich nicht sterben.«

»Ich liebe dich!« Als hätte ein Roboter die Worte gesprochen, so drangen sie über seine Lippen.

Saffi faßte ihn an. Als ihre Hände die seinen berührten, da merkte sie, daß es vergebens war, noch auf ihn einzureden. Er war bereits kalt. Gulliver O'Flynn stand völlig unter dem Bann des geheimnisvollen Schamanen.

Das war ein Schock.

Weinend trat Saffi zurück.

Dir Vater aber sagte: »Es lohnt sich nicht, Tränen um einen zu vergießen, der nicht zu uns gehört.«

»Aber auch ich habe ihn geliebt!« rief Saffi.

»Das kümmert mich nicht. Mit einem muß ich anfangen. Die Gesetze der Hölle schreiben es vor. Ob es nun dieser Kerl ist oder ein anderer, das ist mir egal.«

»Eben, dann hol dir doch einen anderen, aber gib mich frei. Ich werde mit ihm weggehen.«

Die Antwort des Alten war ein Schlag in das Gesicht des Mädchens. Saffi flog zurück bis gegen den Tisch, wo sie sich schmerzhaft das Kreuz stieß und dann zusammensank.

Sie wußte jetzt, daß sie verloren hatte. Ihr Vater war stärker. Dämonen waren immer stärker als Menschen.

Gemeinsam verließen die beiden den hinteren Teil des Wohnwagens. Neben Saffi blieben sie stehen. Der Alte schaute von oben herab auf seine Tochter.

»Öffne uns die Tür!« Saffi hörte nicht. »Soll ich dich bestrafen?«

Da nickte sie und stand auf. Mit zitternden Knien schritt sie auf den Ausgang zu und öffnete. Kalte Nachtluft wehte in den Wagen. Sie fuhr sogar unter den Deckel der Petroleumlampe, von dort aus in den schmalen Glaszylinder und brachte die Flamme zum Flackern.

Ruuf stieß den Studenten die kleine Treppe hinunter. Er selbst blieb auf der untersten Stufe stehen und wandte den Kopf. »Du wirst uns zum Hügel begleiten«, sagte er.

»Nein!«

»Willst du auch sterben?«

»Würdest du mich denn töten?« Die blauen Kristallaugen des Alten schauten das Mädchen an. »Ja, ich würde dich töten!«

Da zerbrach etwas in Saffis Inneren. Bis jetzt hatte sie zu ihrem Vater gehalten, nun war Schluß. Aber sie ließ es sich nicht anmerken, sondern nickte.

»Gut, ich werde euch begleiten.«

»So ist es richtig«, sagte der Alte. »Wenn wir ihn gehenkt haben, hole ich mir die anderen. Alle kommen an die Reihe. Keiner aus dem Dorf wird verschont, denn der Fluch der Vergangenheit muß endlich eingelöst werden.«

Saffi schloß die Tür.

Ihr Vater faßte den Studenten am Arm und dirigierte ihn vor. Sie schritten um den Wagen herum und nahmen den direkten Weg zum Hügel der Gehenkten.

Es war eine unangenehm kühle Nacht. Es roch wieder nach Schnee. Der Nordostwind war unangenehm kalt und drang wie mit beißenden Fingern durch Saffis Kleidung.

Sie fror und schwitzte zugleich. Ihre Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, doch niemand sah, wie sehr sie weinte. Sie wußte, daß es kein Zurück mehr gab, aber das würde sie ihrem Vater nicht vergessen.

Irgendwann zahlte sie ihm diese Tat zurück.

Schon stieg das Gelände an. Sie befanden sich am Beginn des Hügels. Das braungrüne Gras wurde vom Wind gekämmt. An einer ungünstigen Stelle lag noch ein schmutziger Schneerest. Er schimmerte grau.

Dicke Wolken trieben am Himmel. Der Wind blies sie vor sich her und riß manchmal ihre Formation auseinander. Dann lugte der halbe Mond durch die Zwischenräume, und es wurde wieder etwas heller. Sein Licht fiel auch auf den Hügel.

Saffi erschrak, als sie die Kuppe sah. Sie war nicht mehr leer.

Etwas hatte sich verändert, grausam verändert.

Auf der Hügelkuppe stand ein alter Galgen!

***

Der Richtplatz war fertig. Aus dem Nichts war der Galgen aufgetaucht, und Saffi glaubte, Nebelfetzen um ihn herum schwimmen zu sehen.

Sie war entsetzt.

Schon oft hatte sie von dem Gerüst gehört. Ihr Vater erzählte ihr immer davon, doch als sie den Galgen jetzt sah, da rann ihr ein Schauer über den Rücken.

Der Alte aber lachte. »Das ist er!« kicherte Ruuf, »das ist der Galgen. Endlich…« Er stieß seinen Gefangenen an, damit dieser schneller laufen sollte.

Saffi versuchte es noch einmal. Sie faßte nach dem Arm ihres Vaters, wollte ihn zurückhalten.

»Bitte, überlege es dir noch einmal!«

Ruuf blieb stehen. »Nein!« erwiderte er hart.

Da zuckte Saffi zusammen, und sie wußte, daß sie ihren Vater mit Worten nicht umstimmen konnte.

Er war ja kein Mensch, sondern ein Dämon. Und Dämonen haben keinerlei Gefühle.

Sie waren wie Roboter, die man auf das Böse programmiert hatte.

Da sie keine Menschen waren, war es auch kein Mord, wenn man sie vernichtete.

Der Gedanke zuckte plötzlich in ihrem Kopf auf, und Saffi erschrak selbst darüber.

Aber ihr Vater war kein Mensch, sondern eine Bestie.

»Weiter, weiter!« hetzte er den jungen Delinquenten. Er konnte es kaum erwarten, an den alten Galgen zu gelangen.

Saffi blieb zurück.

Sie war das schnelle Laufen nicht gewöhnt, ihr Atem ging schwer und keuchend. Manchmal stolperte sie auch oder rutschte nach hinten, denn das Gras war naß vom Tau der Nacht.

Der Nachtwind bewegte sie hin und her. Von der Ferne aus betrachtet, sah sie ziemlich morsch aus.

Sie hatte schon um Hälse unglücklicher Opfer gelegen, das wußte Saffi. Ihr Vater hatte immer wieder von diesem Hügel der Gehenkten gesprochen, wobei seine Augen glänzten wie im Fieber.

Und nun wollte er selbst einen Mann aufhängen. Oder hatte er nicht schon Menschen gehängt? Sie hatte ihn nie nach seinem Alter gefragt, doch wenn man ihn reden hörte und wie er über die damaligen Dinge sprach, so mußte und konnte man annehmen, daß er in der Tat schon vor vierhundert Jahren gelebt hatte.

Unglaublich – jedoch nicht unwahrscheinlich.

Gulliver O'Flynn bedeutete Saffi viel. Obwohl sie ihn erst so kurze Zeit kannte. Aber er hatte sich ihr gegenüber anders benommen als die meisten Männer. Die wollten nur das eine, und wenn sie sich weigerte, wendeten sie Gewalt an.

Aber Gulliver war so anders. So vornehm, ein regelrechter Kavalier, dachte sie.

Und er sollte sterben!

Am Galgen enden, wie ein schmutziger Verbrecher.

Nein, das durfte nicht sein.

Niemals.

Sie hob den Kopf.

Einige Schritte vor ihr liefen die beiden Männer. Nichts deutete darauf hin, daß sie Feinde waren, doch Gulliver stand unter dem Bann des Alten.

Das Mädchen warf einen Blick nach links. In der Ferne – von ihr aus gesehen noch vor dem Dorf – tanzten zwei winzige Lichter.

Dort rollte ein Fahrzeug die Straße entlang. Das nützte ihr auch nichts. Der Wagen würde in das Dorf fahren, und damit hatte es sich. Saffi war und blieb mit ihren Problemen allein.

Plötzlich stolperte sie.

Da der Hügel schräg nach oben lief, kam sie sehr schnell mit den ausgestreckten Händen auf und konnte sich gut abstützen. Dann erkannte sie den Gegenstand, über den sie gestolpert war.

Ein Ast!

Er war ziemlich dick, bildete auf die Spitze zu eine Krümmung und teilte sich dort wie eine Gabel.

Saffi nahm den Ast auf. Dies geschah automatisch, ohne groß zu überlegen.

Durch diese Unterbrechung hatten die beiden Männer einen etwas größeren Vorsprung gewonnen. Saffi beeilte sich, ihn aufzuholen.

Und dann tat sie etwas, worüber sie noch nie in ihrem Leben überhaupt einen Gedanken verschwendet hatte. Sie sprang vor, hob dabei den rechten Arm und hieb wuchtig zu.

Saffi traf genau.
Das Astende knallte seitlich gegen den Kopf ihres Vaters. Sie selbst hörte den dumpfen Aufprall, und eigentlich hätte Ruuf jetzt von den Beinen gefegt werden müssen, doch er blieb stehen. Ja, er ging sogar noch zwei Schritte weiter.
Dann drehte er sich um.
Und er sah seine Tochter mit seinen grausamen Augen an und mit einem Blick, der Saffi bis in die Seele brannte.
Sie stand starr vor Schreck. Der Ast rutschte ihr aus der Hand und fiel zu Boden.
Ihr Vater aber öffnete seinen Mund. Ein dumpfes, grollendes Lachen drang aus seiner Kehle und schnitt bis in die Seele des jungen Zigeunermädchens.
»Warum hast du das getan?« fragte der Alte, als sein Lachen abbrach. »Willst du auch hängen?«
Saffi schüttelte den Kopf. Sagen konnte sie nichts, sie war einfach stumm.
»Ich habe dich etwas gefragt!«
Saffi hob den rechten Arm und deutete auf Gulliver O'Flynn, der stehengeblieben war und die Szene mit leerem Blick beobachtete. Er bemerkte überhaupt nicht, was vor sich ging. Der Student stand völlig unter dem Bann des Zigeuners.
»Du wirst ihn hängen sehen«, flüsterte Ruuf rauh. »Du wirst zuschauen, und sobald er tot ist, knüpfe ich dich auf, denn du bist nicht mehr meine Tocher, du hast mich geschlagen.«
»Aber ich…«
»Kein Wort mehr, du kommst mit!«
Da nickte Saffi. Unter dem Blick der kalten blauen Kristallaugen schmolz ihr Widerstand langsam dahin. Gehorsam wie ein Lamm folgte sie ihrem Vater.
Bis zur Hügelkuppe war es nicht mehr weit. Schon gab es keinen grünen Rasen mehr, sondern nur verbrannte rostbraune Erde. Und Saffi sah auch die in das Erdreich herausgestochenen Stufen, die zum Galgen hinführten.
Beinahe leichtfüßig schritt Gulliver O'Flynn die natürlichen Stufen hoch. Er schien sich sogar auf die bevorstehende Hinrichtung zu freuen.
Saffi zögerte noch. Sie wollte ihrem Schicksal nicht freiwillig entgegengehen.
Hart packte der Alte zu. Seine Finger gruben sich in das Fleisch der Schulter. Mit einem heftigen Ruck stieß er das junge Zigeunermädchen vor.
»Hinauf mit dir!« fauchte er.
Jetzt gab es auch für Saffi kein Zögern mehr. Sie schritt die Stufen

hoch. Den Kopf hielt sie dabei gesenkt. Fast berührte das Kinn ihre Brust. Nur nichts sehen, nicht dem Schicksal und auch nicht ihrem Verlobten ins Auge schauen.

Die letzte Stufe.

Links und rechts von ihr lagen einige kleine Totenschädel. Die Knochen schimmerten beigebraun. Der Zahn der Zeit hatte an ihnen genagt und sie schon vermodern lassen.

Eine schaurige Umgebung.

Hier pfiff der Wind stärker und brauste um das alte Holzgerüst des Galgens. Die Schlinge pendelte hin und her. Sie schwang direkt über Saffis Kopf. Wenn sie einen Blick hochwarf, dann schauderte sie zusammen.

Das Holz des Galgens knarrte und ächzte. Saffi schien es, als würden die Seelen der Gehängten aufstöhnen in ihrer verzweifelten Qual.

Sie schluckte. Ein dicker Kloß saß in ihrer Kehle. Nur zwei Schritte entfernt stand Gulliver O'Flynn. Wie auch Saffi, so wartete er auf seinen Tod.

Nur schien ihm diese Lösung nichts auszumachen. Er schrie nicht, er wehrte sich nicht – er stand nur da, hatte den Kopf leicht erhoben und blickte auf die Schlinge.

Der Bann des Alten hielt ihn fest.

»Geh vor!« befahl Ruuf. Gleichzeitig gab er Saffi einen Stoß der sie zur Seite taumeln ließ.

Sie fiel nicht hin, konnte sich fangen, und als sie wieder ihren Blick auf den Galgen richtete, hatte sich etwas verändert.

Ihr Vater, der junge Mann und sie waren nicht allein. Aus dem Nichts war noch eine Person erschienen.

Destero, der Dämonenhenker!

***

Er mußte es sein.

Ruuf hatte ihn oft genug beschrieben, und er sah genau so aus.

Über seinen Kopf hatte Destero eine dunkelrote Kapuze gestülpt.

Bis zum Bauchnabel war sein muskulöser Oberkörper frei. An den Beinen trug er eine enge Hose, seine Füße steckten in Stiefeln, die vorn schnabelförmig gebogen zuliefen.

Von seinem Gesicht waren nur die Augen zu sehen. Kalt und gnadenlos schauten sie durch die beiden Schlitze. Saffi sah darin den Tod leuchten.

Jetzt konnte ihr nichts und niemand mehr helfen. Destero war da und würde seine grausame Aufgabe erfüllen.

Aber wo war er hergekommen? Wenn Saffi genauer hinschaute, sah sie Nebelfetzen um seine Gestalt schimmern. Sollte er aus diesem Nebel entstanden sein?

So konnte und so mußte es sein. Für Saffi gab es keine andere Lösung.

Ruuf blieb vor Destero stehen und verneigte sich so tief, daß sein Kopf fast den Boden berührte.

»Die Zeit der Rache ist gekommen«, sagte er dabei. »Vierhundert Jahre haben wir warten müssen, nun ist es endlich geschafft. Ich bringe dir dein erstes Opfer, großer Destero. Weitere werden folgen. Ich hole mir alle aus dem Dorf, denn sie haben mich damals gejagt und dafür gesorgt, daß ich getötet wurde, doch eine unheilige Macht beschützte mich, und als ich das zweite Mal geboren wurde, gelangte ich in diesen, meinen Körper. Vergessen habe ich nichts. Im Gegenteil, klar und frisch sind die Erinnerungen an die Vergangenheit, die dir, großer Destero, ebenfalls bekannt sein müssen.«

Der Henker nickte. »Ja, es stimmt«, grollte er unter seiner schaurigen Kapuze.

Ruuf deutete auf Gulliver O'Flynn. »Nimm ihn, Destero, er soll dein erstes Opfer sein!«

Der Henker drehte sich so, daß er durch die Augenschlitze seinen Delinquenten anschauen konnte.

Unbeweglich stand Gulliver auf dem Fleck.

Destero nickte, dann wandte er den Kopf und schaute Saffi an.

»Was ist mit ihr?«

»Sie ist meine Tochter«, erklärte Ruuf.

»Und weshalb hast du sie mitgebracht?«

»Weil sie auch sterben soll!« stieß der alte Zigeuner haßerfüllt hervor, und seine blauen Kristallaugen sprühten Blitze.

Da war selbst Destero überrascht. Er sagte zwar nichts, doch es war seiner Reaktion anzusehen. »Wieso?« fragte er nach einer Weile und ging einen Schritt zurück.

»Weil sie mich hintergangen hat. Sie wollte mich niederschlagen wie einen räudigen Hund, aber da ist sie bei mir an den Falschen geraten. Ich strafe sie mit dem Tod.«

Destero nickte. »Wie du willst«, erwiderte er.

Der Henker drehte sich wieder und packte sein erstes Opfer.

Schwer schlug seine Hand auf die Schulter des Mannes. Als wäre Gulliver ein Stück Holz, so leicht zog er ihn zu sich heran. Dann griff er auch mit der anderen Hand zu.

Ruuf war gespannt. Leicht geduckt stand er da. Sein Mund hatte sich zu einem triumphierenden Grinsen verzogen. Endlich wurde seine Rache erfüllt.

Saffi konnte gar nicht hinschauen. Sie stand nur da, hielt den Kopf gesenkt, während die Tränen wie Perlen an ihren Wangen entlangrannen. Sie fühlte eine völlige Leere in ihrem Inneren. Die Schrecken dieser Nacht waren übermenschlich.

Desteros Hände glitten am Körper des Delinquenten hinab.
Leicht hob er sein Opfer hoch, der Kopf näherte sich der Schlinge, wo er genau hindurchpaßte.
Da brach der Bann bei Gulliver O'Flynn.
Wild schrie er auf. »Nein! Nicht! Laßt mich! Ich will nicht sterben!«
Seine Stimme schallte über das Land. All seine Angst, seine Verzweiflung brüllte er hinaus, doch niemand achtete auf sein Rufen. Keiner hörte ihn.
Er strampelte mit den Beinen, schlug mit den Armen, wehrte sich gegen sein Schicksal.
Ohne Erfolg.
Destero war zu stark.
Mit geübtem Griff und blitzschnell streifte er ihm die Schlinge über den Kopf. Mit der linken Hand hielt er ihn noch fest, mit der rechten prüfte er den Sitz der Schlinge, nickte zufrieden und trat blitzschnell zurück.
Das alte Seil straffte sich.
Saffi stieß einen erstickten Laut aus.
Gulliver O'Flynn strampelte noch einmal mit den Beinen und hing dann still.
Es war vorbei.
Endgültig…
Nur noch das Rauschen des Nachtwinds war zu hören. Er sang seine ewige Melodie, die zu einem schaurigen Todeslied geworden war. Der Hügel der Gehenkten machte seinem Namen wieder alle Ehre.
»O Gott, o Gott«, stöhnte Saffi. Ihr schwindelte plötzlich, die Knie gaben nach, und sie stand kurz vor dem Zusammenbruch.
Ruuf, der Schamane, lachte nur. »Siehst du, was mit denen geschieht, die sich gegen mich stellen?«
Saffi gab keine Antwort. Das Grauen preßte ihr die Kehle zu. Sie konnte nicht mehr.
Ihr Vater rieb sich die Hände. Seine kalten blauen Kristallaugen strahlten noch heller. Wie eine Lanze deutete sein magerer rechter Zeigefinger auf Saffi, als er zu Destero, dem Henker, sagte: »Und nun ist sie an der Reihe!«

***

Wir rannten!
Ein Mensch war in Not. Er hatte geschrien, und da gab es für uns kein Halten mehr.
Bill Conolly hielt sich dicht an meiner Seite. Der erste Teil des Weges war gut zu schaffen, da das Gelände bergab führte. Dann aber wurde es schwieriger, denn wir erreichten den Beginn eines Hügels.
Bill hielt sich neben mir. Plötzlich stieß er einen Fluch aus.

»Was ist?« fragte ich.
Der Reporter deutete zur Hügelkuppe hoch.
Ich blieb stehen und folgte der Richtung. Plötzlich hatte ich das Gefühl, einen Herzschlag zu bekommen.
Umwabert von Nebelfetzen stand dort – ein Galgen!
Ich schluckte, wischte mir über die Augen und schaute abermals hin.
Das schaurige Bild blieb.
Aber nicht nur den Galgen sahen wir, sondern auch einen Menschen, der in der Schlinge hing.
»Das ist doch nicht wahr«, flüsterte Bill entsetzt.
Ich ersparte mir eine Antwort. Statt dessen interessierten mich die Personen, die um das schaurige Gerüst standen.
Da war einmal ein Mädchen, das sich verzweifelt gegen einen Mann wehrte, der es gepackt hielt.
Und die dritte Gestalt, die kannte ich.
Es gab nur einen, der so aussah.
Destero, der Dämonenhenker!
Auch Bill Conolly hatte ihn erkannt und sprach flüsternd seinen Namen aus.
Ich nickte.
Meine Hand rutschte unter das Jackett. Ich wollte die Beretta hervorholen und schießen, doch für einen gezielten Schuß war die Entfernung zu groß.
Das schaffte ich nicht.
Es blieb eine Möglichkeit.
Hinlaufen und zu retten versuchen, was noch zu retten war. Bevor wir starteten, hatte der Mann das Mädchen bereits nahe an die Schlinge geschleift.
Jetzt hörten wir auch die Schreie. »Vater, bitte! Laß mich, ich bitte dich. Ich will nicht sterben!«
Mir blieb die Luft weg.
Da wollte ein Vater seine Tochter aufhängen! Gab's das wirklich?
Konnte jemand so grausam sein?
Anscheinend doch. Und vielleicht war dieser Jemand gar kein Mensch, sondern ein Dämon. Das würde vieles erklären.
Ich sprintete den Hügel hoch. So schnell, daß Bill Conolly kaum mitkam.
Das Gelände stieg ziemlich steil an. Manchmal rutschte ich wieder zurück, und dabei glitt jedesmal ein Fluch über meine Lippen. Doch an Aufgabe dachte ich nicht.
Der Blickwinkel war schlechter geworden. Zudem hatte sich eine dicke Wolke vor den Halbmond geschoben, so daß ich die Szene auf dem Hügel kaum erkennen konnte.
Doch das Schreien des Mädchens sagte mir genug.

Die Kleine wehrte sich verzweifelt. Und jeder Angstschrei entfachte in mir neue Wut.

Ich dachte auch nicht mehr an Destero, den gefährlichen Dämonenhenker, sondern nur noch daran, wie ich das Girl aus den Klauen dieser Bestie befreien konnte.

Kamen wir zu spät?

Hinter mir keuchte Bill. Dann aber hatte er eine ausgezeichnete Idee.

»Schieß doch, John! Vielleicht hältst du sie dadurch ab!«

Verdammt, das war gut.

Ich riß meine Beretta hervor und feuerte.

Die Kugel traf zwar keinen, jaulte nur in den Nachthimmel, doch die Tatsache, daß geschossen worden war, sollte den Henkern Warnung genug sein.

Hoffte ich wenigstens.

Die letzten Schritte!

Zu beiden Seiten wich das Grün. Ich sah nur noch verbrannte Erde.

Noch einmal nahm ich alle Kräfte zusammen, warf mich förmlich nach vorn und schaffte auch die restlichen Yards.

Keuchend stand ich auf der Kuppe.

Vor mir wuchs der Galgen in die Höhe. Und in der Schlinge baumelte der Tote, vom Nachtwind hin- und herbewegt, der auch durch meine Haare wühlte.

Das Mädchen lag auf dem verbrannt wirkenden Boden. Es hatte seinen Kopf in den angewinkelten Armen vergraben und schluchzte. Von Destero und der anderen Gestalt war nichts mehr zu sehen.

Als hätte die Erde sie verschluckt, so rasch waren sie verschwunden. Doch daß die hiergewesen waren, daran gab es keinen Zweifel. Sie hatten ein grausiges Erbe hinterlassen.

Den Toten…

Jetzt kam auch Bill. Keuchend und verschwitzt blieb er stehen, wobei er sich verwundert umschaute.

»Wo sind sie?« fragte er.

Ich hob die Schultern.

Dann stand ich neben dem Gehenkten.

Er war tot. Ihm konnte kein Arzt der Welt mehr helfen.

Ich winkte Bill Conolly zu, der sich um das Mädchen kümmerte, und gemeinsam hievten wir den Toten aus der Schlinge.

Ich ging bis zur anderen Seite des Hügels und hielt Ausschau nach den Flüchtlingen.

Sie waren nicht mehr zu sehen.

Die fernen Berge grüßten als dunkle, drohende Schatten. Menschen sah ich keine.

Ich wandte mich wieder um.

Das Mädchen hatte sich aufgesetzt. Aber sie saß so, daß sie den

Toten nicht zu sehen brauchte.

Bill Conolly redete beruhigend auf sie ein, während das Girl immer wieder den Kopf schüttelte.

Der Reporter schaute mich an und hob die Schultern. Diese Geste brache seine gesamte Hilflosigkeit zum Ausdruck.

Wir ließen der Kleinen Zeit, sich ein wenig zu erholen. Dann setzte ich mich neben sie und fragte: »Wie heißen Sie?«

Das Mädchen ließ die Hände sinken und drehte den Kopf. Erst jetzt sah ich, wie hübsch sie war. Sie hatte ein feingeschnittenes Gesicht und große, dunkle Augen, über die sich jetzt allerdings ein Schleier aus Tränen gelegt hatte.

»Ich bin Saffi«, flüsterte sie.

»Und wie weiter?«

»Nichts, nur Saffi.«

Das Haar fiel ihr gegen das Gesicht, und sie strich den schwarzen Vorhang zur Seite. Ihre Wangen waren tränennaß. Sie tat mir leid, aber ich mußte sie unbedingt fragen, denn ich hatte durch Zufall einen meiner großen Gegner gesehen.

Destero!

Nicht zum erstenmal begegnete ich ihm. Als wir gegen die Augen des Grauens kämpften, hatte er sogar bei den Conollys im Garten gestanden, damals allerdings mit einem Schwert bewaffnet.

»Wer ist der junge Mann?« fragte ich sie.

Saffi weinte wieder. »Ein Freund«, schluchzte sie nach einer Weile. »Er hat mich geliebt, aber mein Vater wollte von unserer Verbindung nichts wissen, deshalb hat er ihn getötet.«

Ich war schockiert, und das gab ich ihr auch zu verstehen.

»Ich kann es ja selbst nicht begreifen«, gab sie mit schwacher Stimme zurück, »aber es ist eine Tatsache. Er wollte mich umbringen.«

»Nur weil er gegen die Verbindung war?« hakte ich nach.

»Nein, nicht nur, sondern weil er aus Tullverine stammte.«

»Was ist das?«

Bill sprang in die Bresche. »Das ist der nächste Ort, von dem wir die Lichter gesehen haben.«

Ich wollte es genau wissen. »Stimmt das?« fragte ich das Mädchen.

»Ja.«

»Wer ist Ihr Vater?«

»Ein Zigeuner.«

»Also ein Mensch«, folgerte ich, »und kein Dämon.«

»Doch.«

Diese leise gesprochene Antwort überraschte mich. Das Mädchen Saffi gab zu, einen Dämon als Vater zu haben.

Unglaublich.

Darüber mußte ich mehr wissen.

Auch Bill Conolly konnte es kaum glauben. Wenigstens sah sein Gesicht so aus.

»Erklären Sie mir das bitte, Saffi!«

Sie schaute mich an, und ihre Augenbrauen wuchsen zusammen.

»Warum soll ich Ihnen das sagen?« fragte sie. »Ich kenne Sie gar nicht. Sie haben mich vor einem schlimmen Schicksal bewahrt, und dafür danke ich Ihnen. Aber so…«

Für mich war es an der Zeit, eine Erklärung abzugeben. »Mein Name ist John Sinclair«, stellte ich mich vor und machte Saffi auch mit Bill Conolly bekannt. »Wir sind rein zufällig hier vorbeigekommen, weil ich eine Reifenpanne hatte. Wir haben die Schreie gehört und sind aufgeschreckt worden.« Ich holte tief Luft und hoffte, daß sie mir die nächsten Worte abnahm. »Von Beruf bin ich Polizeibeamter und jage, das wird für Sie seltsam klingen, Geister und Dämonen. Es ist mein Job, Existenzen wie diesen Henker oder auch Ihren Vater zu stellen.«

»Wirklich?« hauchte sie.

Ich nickte.

Das Girl überlegte. Anscheinend dachte sie darüber nach, ob sie mir trauen konnte.

»Ich habe Sie nicht angelogen«, sagte ich.

»Mir bleibt keine andere Wahl«, flüsterte sie.

»Dann erzählen Sie mir etwas über Ihren Vater.«

»Er ist ein Schamane«, erklärte sie. »Er hat vor vierhundert Jahren schon einmal in dieser Gegend gelebt. Damals ist er getötet worden, aber er wurde wiedergeboren, um grausame Rache zu nehmen, an den Nachkommen der Menschen, die ihn damals töteten. Das ist an und für sich die ganze Geschichte.«

»Und welche Rolle spielt der Henker?«

Saffi hob die Schultern. »Ich weiß nur, daß er Destero heißt. Mein Vater hat mir oft von ihm erzählt. Ich habe die Geschichten nur nicht geglaubt.«

Das konnte ich mir gut vorstellen. Vielleicht war Saffi noch ein Kind gewesen, als sie die Erzählungen hörte. Nun aber hatte sie am eigenen Leibe die Schrecken gespürt.

Ich fragte sie nach ihrer Mutter.

»Sie ist früh gestorben«, lautete die Antwort. »Damals war ich knapp vier Jahre alt.«

»Dann haben Sie keine Erinnerung mehr an sie?«

»Nein.«

»Wie ist sie ums Leben gekommen?« erkundigte ich mich. »Auf natürliche Weise?«

»Ja. Damals kannte ich die Krankheit noch nicht. Heute weiß ich, daß man sie Krebs nennt.«

»Könnten Sie mir nicht mehr über Ihren Vater erzählen und über

seine Rache?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht viel. Mein Vater und ich sind durch die Lande gezogen. Unruhig und unstet. Meist wurden wir verfolgt und gedemütigt, aber das hat Vater nichts ausgemacht. Er sagte nur immer: Abwarten, Kind, die Zeit der Rache kommt noch. Und dann erzählte er von den alten Zeiten.«

Jetzt war die Zeit der Rache da.

Tullverine, vielmehr die Bewohner des Ortes, sollten darunter leiden.

Das mußte ich verhindern, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie gegen den Schamanen und Destero ankamen. Die beiden waren ein höllisches Tandem und einfach zu mächtig.

»Außerdem war mein Vater blind«, sprach Saffi weiter.

»Wirklich blind oder nur für die Menschen?«

»Für die Menschen. Er hatte auch keine normalen Augen, sondern blaue Kristalle.«

»Und damit konnte er sehen?« fragte Bill Conolly erstaunt. Bisher hatte er dem Dialog schweigend gelauscht.

»Ja, das ging.«

Bill lachte hart auf. »Sagenhaft.«

Ich fragte Saffi danach, wie sie sich ihre weitere Zukunft vorstellte.

Sie hob die Schultern. »Es ist alles so einsam, wo er nicht mehr da ist.«

»Sie meinen den jungen Mann?«

»Natürlich. Meinen Vater, den habe ich bereits vergessen.« Wild warf sie den Kopf in den Nacken. »Nein, noch nicht vergessen. Ich hasse ihn. Ich hasse ihn so sehr, daß ich mit ihm das gleiche versuchen würde, was er mit mir getan hat.«

Ich faßte nach ihrer Schulter und drehte Saffi so, daß sie mir ins Gesicht schauen mußte. »Vergessen Sie Ihren Haß«, redete ich auf sie ein. »Man darf und soll nicht gleiches mit gleichem vergelten. Reißen Sie sich zusammen. Wenn einer Ihren Vater stellen kann, dann sind mein Freund Bill Conolly und ich es.«

»Er ist zu stark.«

»Wir werden sehen.«

»Wo treibt er sich eigentlich herum?« fragte Bill Conolly. »Als wir hier ankamen, war er ebenso verschwunden wie Destero.«

Saffi hob die Schultern. »Genau weiß ich es nicht. Ich glaube aber, eine Nebelwolke gesehen zu haben, die beide verschlungen hat. Ebenso plötzlich ist auch der Galgen entstanden, wie ich gesehen habe.«

Eine Lösung für dieses Problem zu finden, war meiner Ansicht nach zweitrangig. Erst einmal mußten wir die Einwohner von Tullverine warnen. Sie durften nicht mit offenen Augen in ihr Verderben rennen. Denn daß die beiden zurückkehren würden, war sonnenklar.

Ich stand auf.
Saffi schaute mich an. »Wo wollen Sie hin?«
»Nach Tullverine.«
Sie zeigte auf den Toten. »Und was geschieht mit ihm? Sie können ihn doch nicht liegenlassen.«
Ich schüttelte den Kopf. »Wir nehmen ihn mit.«
Saffi preßte ihre Hand gegen die Lippen und begann wieder zu weinen. Ich nickte Bill zu.
Der Reporter verstand.
Gemeinsam hievten wir den Toten hoch, und Bill half mir, ihn über meine linke Schulter zu legen. Bevor wir gingen, warf ich noch einen Blick auf den Galgen.
Dabei hatte ich das Gefühl, nicht zum letztenmal an diesem Ort gewesen zu sein.
Darin sollte ich mich auch nicht getäuscht haben…

***

Der Tote wurde schwer.
Zu Beginn hatte sich die Last ertragen lassen, doch jetzt wurde sie zur Qual.
Ich biß die Zähne fest zusammen. An eine Aufgabe dachte ich nicht. Ich wollte es durchstehen.
Wir gingen auf direktem Weg dem Ort entgegen. Die Lichter schienen kaum näherzurücken. Meine Füße schleiften durch das Gras, schwer ging mein Atem.
»Soll ich ihn mal tragen?« fragte Bill Conolly. Er hatte Saffi an die Hand genommen und schritt vor mir her.
»Nein, es geht schon. Vielen Dank.«
Das Zigeunermädchen hatte den Kopf gesenkt und weinte leise vor sich hin. Saffi hatte viel durchgemacht, mehr als ein Mensch vertragen konnte. Ein Wunder, daß sie nicht durchdrehte. Aber wer so ein Leben führte wie sie, der konnte Schicksalsschläge einstecken, ohne daran zu zerbrechen.
Endlich gelangten wir auf die Straße.
Für eine kurze Pause blieb ich stehen und merkte selbst, wie sehr ich schwankte. Die Strecke vom Hügel bis hierher hatte mich doch ziemlich geschlaucht.
Saffi deutete nach links. »Dort hinten steht unser Zigeunerwagen«, erklärte sie.
Ich schaute in die entsprechende Richtung und glaubte, die Umrisse zu sehen.
»Ob er sich dort versteckt hat?« fragte Bill.
Die Idee war gar nicht so schlecht. Aber die Zeit blieb uns nicht.
Wir würden später nachschauen. Erst einmal ins Dorf und die

Menschen warnen.
Wir gingen in die entgegengesetzte Richtung. Ich spürte in meiner linken Schulter kein Gefühl mehr. Alles war taub, als würde es gar nicht mehr zu mir gehören.
Die Straße wurde breiter. Einzelne Gehöfte schälten sich aus der Dunkelheit. Mehr Lagerschuppen und Heuschober.
Dann sahen wir die ersten Häuser.
Lichter hinter den Scheiben. Da die Uhr noch nicht Mitternacht zeigte, waren viele Menschen noch auf den Beinen. Nur draußen war niemand zu sehen. Irgendwo in der Ferne knatterte der Motor eines Zweirads. Dann wurde es wieder still.
Saffi hatte erzählt, daß wir im Gasthaus sicherlich noch Menschen antreffen würden.
Das war auch unser Ziel.
Wir schritten durch den Ort. Unter unseren Füßen befand sich jetzt rissiges Pflaster, oft unterbrochen von reifengroßen Löchern, in denen noch das Wasser vom letzten Regen schwamm.
Manchmal glaubte ich, hinter den Gardinen Bewegungen zu sehen, doch ich konnte mich auch getäuscht haben.
Eine Kirchenglocke schlug an.
Elfmal.
Noch eine Stunde bis Mitternacht…
Was würde sich an der Tageswende ereignen? Tauchten dann die beiden Dämonen wieder auf? Würden Destero und der Blinde erscheinen? Saffi hatte uns auch den Namen ihres Vaters genannt.
Ruuf.
Dieser Name weckte keine Erinnerungen in mir. Ich hatte ihn noch nie gehört. Er klang für mich seltsam fremd, irgendwie gälisch oder keltisch. Und ich wußte, daß bei diesen Völkern die Schamanen hoch im Kurs standen. Ihr Zauber sollte die Geschicke eines Stammes beeinflussen und die Mächte gütig stimmen.
Wir sahen auch geparkte Wagen am Straßenrand. Die Fahrzeuge wirkten fast wie Fremdkörper. In der Dunkelheit sahen die Fassaden der Häuser grau und trist aus. Manche Dächer standen weit vor, einige hingen schief. Sie hatten Wind und Wetter Tribut zollen müssen.
Schließlich erreichten wir die Ortsmitte.
Und ich sah auch das Gasthaus.
Es lag auf der rechten Seite des viereckigen Marktplatzes. An der rechten Seite des Hauses begann ein alter Zaun, in dessen Gefüge einige Latten fehlten. Hinter den Fenstern der unteren Etage brannte Licht. Über der Tür strahlte eine Laterne ein ovales Schild an.
Burger's Inn »Heißt der Wirt so?« fragte ich das Mädchen, als wir auf das Gasthaus zuschritten.
»Keine Ahnung.«

Ich nickte.
Bill und Saffi hielten sich neben mir. Als ich vor der Tür stehenblieb, war der Reporter schneller, streckte seinen Arm aus und öffnete die Tür.
Ich trat ein.
Mit einem Toten über der linken Schulter.
Stimmengemurmel umfing uns. Dann – wie abgeschnitten – verstummten die Gespräche. Ein Glas fiel zu Boden und zerbrach klirrend. Und langsam richteten sich alle Augenpaare auf uns…

***

Ich ließ den Toten zu Boden gleiten, richtete mich wieder auf und sagte: »Guten Abend!«
Niemand erwiderte den Gruß. Jeder Gast starrte auf die Leiche, die auf dem Rücken lag, so daß ihr Gesicht zu erkennen war.
Dann ein vielfältiges Aufstöhnen und eine Männerstimme, die flüsterte: »Aber das ist doch Gulliver O'Flynn.«
»Ja, er ist es«, sagte ich. »Und er ist tot. Man hat ihn an einem Galgen erhängt.«
Schweigen.
Entsetzte Blicke, Angst in vielen Augen. Fäuste umklammerten Gläser, zahlreiche Augenpaare wandten sich ab.
Bis eine keifende Frauenstimme ertönte: »Ja, ihr Narren, ich habe es euch gesagt. Der Fluch wird euch treffen. Er ist zurückgekehrt, der Schamane ist gekommen.«
Die Frau schien mehr zu wissen. Ich suchte sie.
Sie stand neben einer Säule, sah aus wie eine alte Hexe, hatte den Finger erhoben und nickte.
»Und die kleine Zigeunerin ist auch dabei«, kicherte sie. »Wenn das kein böses Omen ist.«
Ich merkte, wie ein Ruck durch die Gäste ging, und hörte Saffi ängstlich flüstern.
Einer Volkswut wollte ich gleich einen Riegel vorschieben. Ich zog meinen Ausweis.
»Mein Name ist John Sinclair, Oberinspektor von Scotland Yard«, sprach ich laut und deutlich, wobei ich die Legitimation so hoch hielt, daß jeder sie sehen konnte. »Ich möchte nämlich nicht, daß Sie auf falsche Gedanken kommen. Wir haben Gulliver O'Flynn nicht umgebracht, und das Zigeunermädchen hat ebenfalls nichts mit seinem Tod zu tun. Das nur zu Ihrer Information.«
Die ersten Aggressionen wurden hinuntergeschluckt. Ein Beamter von Scotland Yard – obwohl aus dem fernen London kommend –, genoß auch in Wales noch so etwas wie Respekt.
Schließlich erhob sich ein Mann. Ich schätzte ihn auf fünfzig Jahre.

Er hatte einen rostroten Schnauzbart und eine helle Haut mit zahlreichen Sommersprossen. Er war einfach gekleidet, nur um seine breiten Schultern lag eine Lammfelljacke.

Mit dem wiegenden Gang eines Reiters kam er auf uns zu. Einen Schritt vor mir blieb er stehen. Ich sah, daß er grünliche Augen hatte und Hände wie kleine Kommoden.

»Ich heiße Ted Orvell!« grollte er mich mit seiner tiefen Stimme an. »Und ich bin hier in Tullverine der Bürgermeister.«

Er bot mir seine Rechte, und ich nahm sie. Ich weiß nicht, ob es ein Sport von ihm war, jeden Menschen so zu begrüßen, daß er ihm fast die Hand zerquetschte, auf jeden Fall zuckte ich erst zusammen, dann aber erwiderte ich den Druck, und der Bürgermeister zog seine Pranke zurück.

»Okay, Oberinspektor«, sagte er.

»Gibt es hier einen Leichenbestatter, Mr. Orvell?«

»Ja.« Er drehte sich um und winkte mit seinem linken Zeigefinger. Ein magerer Jüngling sprang auf.

»Hole den Coroner, Toddy«, sagte Ted Orvell. »Und wenn er besoffen im Bett liegt, dann schmeiß ihn raus.«

»Okay, Ted.«

Der Bürgermeister wandte sich wieder an uns. »Wollen Sie etwas trinken, Gentlemen?« Er warf einen scheuen Blick auf den Toten.

»Auf solch einen Schreck kann man ruhig einen vertragen.«

Wir waren beide nicht abgeneigt. Mit dem Bürgermeister gingen wir zu einem runden Tisch und nahmen dort Platz. Saffi wollte erst nicht, doch Bill zog sie einfach mit.

Der Wirt kam. Mir fiel auf, daß er dem Mädchen nicht in die Augen sehen konnte. Wahrscheinlich hatte er wie viele Menschen auch etwas gegen Zigeuner. Für Bill Conolly und mich gab es keine Unterschiede. Für uns zählte nur der Mensch. Ob er nun schwarz, weiß oder braun war.

»Whisky«, bestellte Orvell, »aber von deinem besten.« Er schaute Saffi an. »Trinken Sie auch etwas?«

»Nein.«

»Sie sollten es aber«, sagte Bill.

»Dann ein Glas Wasser.«

Der Wirt bekam Stielaugen.

»Hast du nicht gehört?« fuhr Orvell ihn an.

»Ja, ja, schon gut.« Der Kerl verschwand in der Küche.

Die anderen Gäste sagten nichts. Sie warteten darauf, was wir wohl erzählen würden. Ihre Ohren hätten sicherlich gern die doppelte Größe angenommen.

Die Getränke kamen. Der Wirt stellte drei Doppelstöckige vor uns hin. Saffi bekam ihr Wasser.

Sie bedankte sich.
Wir tranken.
Der Whisky war wirklich gut. Er brannte nicht in der Kehle, gab aber im Magen ein wohliges Gefühl der Wärme.
Ich nickte anerkennend.
Ted Orvell stellte sein Glas hart zurück. »Sie werden sicherlich einige Fragen haben«, meinte er. »Ist es Ihnen recht, wenn wir noch eine kompetente Person an den Tisch holen, die die Geschichte des Dorfes am besten kennt?«
»Natürlich«, antworteten Bill und ich wie aus einem Munde.
Der Bürgermeister drehte sich und winkte der hexenartigen Frau.
»Komm her, Alte«, sagte er.
Die Frau kicherte und schlurfte näher. Als sie Platz genommen hatte, stellte Orvell sie uns vor.
»Das ist die alte Kullina. Wenn sich jemand hier auskennt, dann sie. Sie weiß nicht nur über den Dorfklatsch Bescheid, sondern auch über andere Dinge.«
Das war gut. Bevor ich die Frau jedoch fragte, erklärte ich, welch einen Job ich hatte.
»Ein Exorzist«, kicherte die Kullina.
»Fast«, lächelte ich.
»Steht der Galgen schon?« fragte sie und beugte sich so weit vor, daß ich ihren Schweißgeruch wahrnehmen mußte.
»Ja.«
»Dann ist es soweit!« rief sie.
»Moment.« Ich fiel ihr ins Wort. »Erst einmal möchte ich etwas sagen.«
Die Alte schwieg.
Ich berichtete, was uns widerfahren war. Beschönigte nichts und ließ auch nichts aus.
Schweigend und aufmerksam lauschten die Menschen. Die Augen wurden immer größer. Bald standen auch ihre Mäuler offen, und in manchem Blick spiegelte sich die Angst.
»So sieht die Lage aus«, sagte ich zum Schluß und nickte der Alten zu. »Jetzt sind Sie an der Reihe.«
Die Kullina bestellte erst einmal einen Schnaps, den sie auch in doppelter Ausführung bekam. Dann begann sie zu erzählen, wobei sie hin und wieder an dem Glas nippte.
»Vor vierhundert Jahren war es, da terrorisierte dieser Schamane unsere Gegend. Ich habe es in den alten Berichten gelesen. Er muß ein grausames Regiment geführt haben. Wer ihm nicht gehorchte, der wurde zum Galgenhügel geführt und dort gehängt. Aber nicht von dem Schamanen selbst, sondern von einem Henker, der immer auftauchte, wenn wieder ein Opfer fällig war. Dieser Henker traute

sich nie in den Ort hinein. Er stand nur auf dem Hügel. Um Mitternacht, wenn der Mond sein kaltes Licht auf den Galgen warf, sah man ihn. Groß, mit einer blutroten Kapuze über dem Kopf. Und manchmal steckte in seinem Gürtel ein gewaltiges Richtschwert. Aber das hat er nie benutzt, er hat seine Opfer immer nur gehängt.«

Ich fragte dazwischen: »Wie hieß der Schamane?«

»Ruuf!«

Saffi zuckte zusammen. »Ja«, hauchte sie, »das ist er. Das ist mein Vater.«

Sie begann wieder zu weinen.

Die Alte starrte das Mädchen mit einem Blick an, als wollte sie es fressen. »Hat dein Vater Ruuf geheißen?«

»Sie haben es doch gehört«, antwortete ich anstelle des Girls etwas unwillig.

»Dann ist er zurückgekehrt, so wie es die Geschichte vorherbestimmt hat.«

»Erzählen Sie uns mehr darüber.«

»Wie ich schon sagte, der Schamane hat es schlimm getrieben. Zahlreiche Menschen gehen auf sein Konto. Nie hat jemand etwas gegen ihn unternommen, aber dann faßten ein paar junge Mönche aus dem Kloster den Entschluß, seinem Treiben ein Ende zu bereiten. Sie fingen ihn und stachen ihm die Augen aus, bevor sie ihn töteten. Seit diesem Tage hatten die Menschen hier Ruhe, doch niemand vergaß, was der Schamane noch kurz vor seinem Tod angedroht hat.« Die alte Kullina senkte die Stimme jetzt zu einem Flüstern. »Irgendwann in ferner Zeit würde er in einem anderen Körper zurückkommen und furchtbare Rache nehmen. Er wollte das vollenden, was er in seinem ersten Leben nicht geschafft hatte. Alle Bewohner des Dorfes töten. Mit einem hat er begonnen, andere werden folgen…«

Die Gäste hatten atemlos dem Bericht der Alten gelauscht. Jetzt duckten sie sich noch mehr zusammen, denn die letzten Worte waren ihnen unter die Haut gefahren. Und die alte Kullina nickte schwer.

»Ja, so ist es«, murmelte sie, nahm das Glas und leerte es auf einen Zug.

Der Bürgermeister schaute mich an. »Was meinen Sie dazu, Oberinspektor?«

»Ich glaube daran.«

»Auch an den Henker?«

»Natürlich, wir haben ihn doch selbst gesehen.«

»Was schlagen Sie vor?«

Die Frage war gut. Über eine Antwort hatte ich mir bereits Gedanken gemacht, doch Bill Conolly kam mir zuvor.

»Ich würde sagen, daß sich die Menschen nur in ihren Häusern aufhalten.«

Ted Orvell nickte. »Was sagen Sie dazu, Oberinspektor?«
»Haben Sie eine Kirche?«
»Ja.«
»Ist es möglich, daß sie die Bewohner dazu kriegen, sich eine Nacht dort aufzuhalten?«
»Alle?«
»Sicher.«
»Das wird nicht einfach sein.«
»Natürlich ist es leicht!« kreischte die alte Kullina. »Du brauchst ihnen nur zu sagen, daß der Schamane zurückgekehrt ist. Dann rennen sie doch von selbst.«
»Halt den Mund!«
Die Alte lachte nur.
Ted Orvell schaute auf seine Uhr. »Wieviel Zeit bleibt uns denn noch?«
»Nicht einmal eine Stunde«, erwiderte ich.
»Das ist zu knapp.«
»Fürchte ich auch, John«, sagte Bill.
»Okay, dann packen wir es anders an. Sagen Sie den Leuten, daß sie in ihren Wohnungen bleiben sollen. Am besten…«
Ich verstummte, denn draußen vor dem Gasthaus war ein gellender Schrei aufgeklungen.
Wie Läufer aus den Startlöchern, so spritzten wir in die Höhe. Bill und ich waren als erste an der Tür, rissen sie auf und sahen den Mann, der den Coroner holen sollte, mitten auf der Straße. Er hatte die Hand erhoben und deutete hinüber zum Hügel der Gehenkten.
Was ich sah, versetzte auch mir einen Schock, obwohl ich verdammt viel gewohnt war.
Der Hügel schien um das Doppelte gewachsen zu sein. Und ebenso Ruuf, der Schamane, und natürlich Destero, der Henker.
Gewachsen war auch der Galgen und der Mann, der mit dem Kopf in der Schlinge hing.
»Das ist der Coroner«, flüsterte Toddy, der Bote, und kippte einfach um…

***

Ohne den Galgen aus den Augen zu lassen, packte ich Toddy und schüttelte ihn durch. »Wie ist der Coroner dort an den Strick gekommen?« fragte ich ihn.
»Ich… ich weiß nicht«, stotterte er. »Ehrlich nicht, Sir. Ich wollte ihn holen, da war er nicht da.«
»Haben Sie seine Frau gefragt?«
»Der Coroner ist nicht verheiratet. Den will keine haben«, lautete die Antwort.

Verständlich.

Ich ließ Toddy los.

Aus der Tür des Gasthauses drängten sich jetzt die Gäste. Der Bürgermeister an der Spitze. Alle hatten natürlich den Schrei vernommen, und jeder starrte in die Richtung, in die auch ich starrte.

»Der Galgen!« hauchte Ted Orvell und ballte seine gewaltigen Hände.

Andere beteten oder schlugen Kreuzzeichen. Wieder andere jammerten oder ergingen sich in Verwünschungen. Keiner jedoch besaß den Mut, gegen den Spuk anzukämpfen.

Nur die alte Kullina kicherte. Sie lehnte am Türrahmen und spottete. »Ja, winselt nur, ihr Feiglinge. Ich habe euch lange genug gewarnt. Ihr hättet die verbrannte Erde mit Weihwasser bespritzen sollen, wie ich euch geraten hatte, dann wäre der Galgen dort nicht entstanden. Aber ihr ward ja schlauer, wußtet alles besser. Das habt ihr nun davon. Er ist wieder da.«

»Halt das Maul, Alte!« fuhr der Bürgermeister sie an.

»Auch du wirst noch zittern, Ted. Guck dir doch den Henker einmal an. Glaubst du, ihr hättet wirklich eine Chance gegen ihn? Nein, der macht alle fertig, und auch diesen Mann hier aus London.«

Ich gab der Alten keine Antwort, sondern konzentrierte mich weiterhin auf das schaurige Bild.

Ruuf und Destero standen so, daß die Schlinge zwischen ihnen baumelte. Und beide schauten auf das Dorf hinunter. Deutlich waren Ruufs blaue Augen zu erkennen, geheimnisvolle Kristalle, durch die er sehen konnte.

Jetzt streckte er seine Hand aus, und Destero nickte.

Dann aber geschah etwas, womit nicht einmal ich gerechnet hatte. Hinter dem teuflischen Duo erschien ein Gesicht. Es tauchte wie eine hellere Farbkomposition am Himmel auf und zeigte die Züge einer teuflisch schönen Frau.

Es war – Asmodina!

Sie hatte mir in diesem höllischen Reigen noch gefehlt. Asmodina, meine Erzfeindin, die an die Stelle des Schwarzen Tods getreten war. Klar, Destero stand unter ihrem Schutz, und sie würde niemals aufgeben, mich zu jagen. Sogar in eine Burg im Zwischenreich hatte sie mich entführt, und dort kämpfte ich gegen ihre schwarzflügeligen Todesengel, die man gleichzeitig als ihre Leibwächterinnen bezeichnen konnte.

Einige davon hatte ich schon zur Hölle geschickt.

Zudem war Myxin verschwunden. Der kleine Magier, der mir in letzter Zeit so manches Mal geholfen hatte und den ich aus Asmodinas Klauen befreien konnte, war durch irgendeinen Zauber in eine andere Dimension verschlagen worden. Bis jetzt hatte ich noch kein Lebenszeichen von ihm vernommen.

Nur kurz schweiften meine Gedanken ab, dann schaute ich wieder auf die geisterhafte Projektion am nachtdunklen Himmel.

Die Menschen im Ort standen vor Staunen starr. »Wer ist das?« flüsterte Ted Orvell.

»Asmodina.«

»Kenne ich nicht.«

»Seien Sie froh«, erwiderte ich.

»Was bedeuten die Hörner auf ihrer Stirn?« erkundigte er sich.

»Sie ist die Teufelstochter und vom Satan selbst erschaffen worden«, klärte ich ihn auf.

»O Gott!«

Bill stieß mich an. »Wir sollten uns auf einen harten Strauß gefaßt machen«, meinte er.

Ich hob die Schultern. »Mal sehen, was Asmodina vorhat. Vielleicht greift sie gar nicht ein.«

Ich beobachtete weiter. Asmodina drehte ihren Kopf. Das kalte Gesicht schien jetzt direkt über dem Dorf zu schweben, und ihre Lippen verzogen sich zu einem grausamen Lächeln.

Es sagte genug. Mehr als hundert Worte. Und das war wohl auch der Sinn der Sache, denn das Gesicht verschwand.

Die Konturen verwischten. Sie schienen hineinzutauchen in die Nachtwolken und von ihnen aufgesaugt zu werden.

Zurück blieb Destero.

Und Ruuf war verschwunden.

Verdammt auch.

Keiner hatte auf ihn geachtet, auch ich nicht. Mein Blicke galten nur Asmodina, und Ruuf hatte sich das Unbeobachtetsein zunutze gemacht.

Ich fragte Bill. »Weißt du, wo er sich befindet?«

»Nein.«

Mir schwante Schlimmes. Wenn der Blinde die Situation auszunutzen verstand, dann konnte er sich unbemerkt dem Dorf nähern.

Ich fragte mich auch, ob er tatsächlich diese immense Größe angenommen hatte oder ob alles nur eine Täuschung war.

Mittlerweile hatte es sich wohl herumgesprochen, daß etwas Unheimliches geschehen war, denn der Marktplatz bevölkerte sich immer mehr. Frauen und Kinder verließen ihre Häuser. Die wenigsten waren vollständig angezogen. Die meisten Frauen hatten sich kurzerhand Morgenröcke über ihre Nachthemden gezogen.

Ich wandte mich an den Bürgermeister. »Schicken Sie um Himmels willen die Leute ins Haus. Sie haben selbst gesehen, daß dies kein Spaß ist.«

Orvell nickte. Er drehte sich um, hob beide Arme und winkte.

Die Einwohner verstanden sein Zeichen und wandten ihm ihre

Gesichter zu.

»Hört mal zu!« rief er mit lauter Stimme und berichtete in groben Zügen, welch eine Gefahr für Tullverine und seine Bewohner bestand.

Ich hielt mich abseits. Bill und Saffi hatten sich zu mir gesellt. Das Mädchen schaute uns ängstlich an. »Was tun wir?« fragte Saffi.

»Wir müssen Ruuf finden.«

»Das weiß ich auch. Aber wie?«

»Was ich Ihnen jetzt sage, hört sich hart an, aber Sie müssen sich damit abfinden. Ihr Vater wird versuchen, das zu vollenden, was er nicht geschafft hat.«

»Meinen Sie, er will mich töten?«

»Das ist durchaus möglich.«

Plötzlich trat ein harter Glanz in ihre Augen. »Er soll nur kommen!« zischte sie. »Dann mache ich ihn fertig!«

Ich warnte sie. »Lassen Sie sich nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen, Saffi. Ihr Vater ist sehr stark!«

»Aber diesmal weiß ich Bescheid.« Ich schaute Bill an, der hob die Schultern. So kamen wir der Sache nicht näher. Ich war gar nicht dafür, daß Saffi ihren Rachegelüsten freie Bahn ließ, im Gegenteil, ich wollte sie in Sicherheit wissen.

Der Bürgermeister hatte seine Rede inzwischen beendet. Die Menschen verschwanden wieder von der Straße. Die Frauen schneller, die Männer unwilliger. Sehr oft warfen sie einen Blick zurück, doch auf dem Hügel zeigte sich keine Gestalt. Auch Destero, der Dämonenhenker, ließ sich nicht mehr blicken.

Der Gastwirt stand noch vor der Tür. Ich lief auf ihn zu. Er hatte viel von seiner Sicherheit verloren.

»Haben Sie ein Fremdenzimmer?« fragte ich ihn.

Er nickte.

»Kann ich ein Zimmer mieten?«

»Natürlich, Sir. Nur – es ist nicht komfortabel.«

»Das spielt keine Rolle. Ist ja nur für eine Nacht.«

»Einverstanden.«

Ich winkte Saffi und Bill. Sie überquerten die Straße und blieben vor mir stehen.

Meine nächsten Worte machten ihnen klar, um was es ging.

Bill war einverstanden, Saffi nicht.

»Nein, ich will nicht in einem Zimmer bleiben, während Sie meinen Vater suchen.«

»Sie müssen!« erwiderte ich hart.

Anscheinend hatte sie gemerkt, daß ich mich auf keine Diskussionen mehr einlassen wollte, denn sie nickte.

Ich atmete auf.

Bill lächelte.

Der Wirt führte uns über eine steile Holztreppe nach oben. Ein alter Teppich dämpfte unsere Schritte. Die Treppe mündete in einen schmalen Gang, der von einer trüben Birne nur dürftig erhellt wurde.

Wir sahen mehrere Türen. Vor der zweitletzten blieb der Wirt stehen. Er schloß auf und sagte: »Das ist das beste Zimmer.«

Wenn das sein bestes war, wie mußte erst das schlechteste aussehen, dachte ich, als wir über die Schwelle traten.

Die Einrichtung sah aus, als würde sie jeden Augenblick zusammenbrechen.

Das Fenster führte zum Hof, man konnte es bestenfalls als Luke bezeichnen.

»Und hier soll ich bleiben?« fragte Saffi.

»Ja.« Ich lächelte.

»Dabei gebe ich auf Sie acht«, erklärte Bill Conolly.

Saffi nickte.

Der Wirt und ich verließen das Zimmer. Nebeneinander schritten wir nach unten. Während er zurückblieb, trat ich auf die menschenleere Straße.

***

Mein Blick galt sofort dem Hügel.

Ich konnte ihn kaum sehen. Das Galgengerüst war nur schemenhaft zu sehen. Langsam schritt ich über den Marktplatz. Ich befand mich als einziger Mensch draußen, doch hinter den Fenstern sah ich die ängstlichen Gesichter der Menschen.

Es war still geworden.

Ich dachte an den liegengebliebenen Bentley und an meinen Koffer. Gern hätte ich jetzt einige Waffen gehabt, aber die Zeit, zum Fahrzeug zurückzulaufen, konnte ich mir nicht nehmen. In der Zwischenzeit wäre das Dorf schutzlos gewesen.

Meine Beretta hatte ich Bill Conolly überlassen. Als einzige Waffe trug ich jetzt noch mein Kreuz.

Ich passierte ein Haus, das von den anderen abstach. Es war zweistöckig, und die Fassade sah auch besser aus als bei den übrigen Bauten. Es war das Amtsgebäude.

Im Erdgeschoß brannte Licht. Ich sah einen Schatten hinter der Scheibe und erkannte den Bürgermeister.

Er sah mich auch und öffnete das Fenster. »Gibt es schon was Neues?« fragte er.

»Nein.«

»Glauben Sie, daß sich Ruuf hier im Dorf versteckt?«

Ich hob die Schultern.

Er merkte wohl, daß ich keine Lust hatte, eine lange Diskussion mit ihm zu führen. Ich schloß das Fenster und ging weiter.

Vom Marktplatz aus lief die Hauptstraße weiter. Als Landstraße suchte sie sich ihren Weg durch die Hügel, wo auch mein Bentley stand.

Es zweigten auch Wege ab, enge Gassen, ungepflastert.

Eine Taschenlampe hatte ich nicht mit, nur meine Bleistiftleuchte.

Der dünne Strahl stach in eine Gasse hinein, schreckte eine Katze auf, die fauchend davonsprang.

Sonst war die Gasse leer, bis auf ein altes Fahrrad, das an der Hauswand lehnte.

Wo sollte ich Ruuf finden?

Der Marktplatz lag zentral. Wenn etwas geschah, hatte ich von hier aus den kürzesten Weg zum Einsatzort. Ich drückte mich in den Schatten der Gasse und wartete.

Minuten vergingen.

Über dem Ort lag die Stille. Die berühmte Ruhe vor dem Sturm, wie ein Sprichwort sagt. Ich wunderte mich auch über die Einwohner. Sie blieben tatsächlich in ihren Häusern und verhielten sich ruhig. Aber wer mit dem Aberglauben aufgewachsen ist, der versteht eben solche Dinge.

Der Platz vor mir blieb leer. Ich schaute auf meine Uhr. Noch zehn Minuten bis Mitternacht.

Würde sich der Schamane dann zeigen?

Tief atmete ich durch – und blieb plötzlich steif stehen. In meinem Rücken hatte ich ein Geräusch gehört.

Schleichende Schritte…

Kam der Schamane auf mich zu?

Blitzartig wirbelte ich herum. Meine Hand faßte nach dem Kreuz, und ich ließ den Arm gleich wieder sinken.

Vor mir stand nicht der ›blinde‹ Zigeuner, sondern die alte Kullina.

Sie kicherte. »Angst oder nervös, Mr. Polizist?«

»Ein wenig nervös.«

Die Alte schlurfte näher. »Sie haben nicht zufällig einen kleinen Schluck?«

»Nein.«

»Schade.«

Ich schaute auf ihr runzeliges Gesicht und in die listig blickenden Augen. Irgendwie gefiel mir die Frau. Aber sie war auch in Gefahr, und das sagte ich ihr.

»Ach, hören Sie auf, junger Mann. Mich bringt man so leicht nicht um. Und wenn schon, ich bin alt genug. Aber Sie sollten auf sich achtgeben.«

»Das kann ich.«

Die Alte schaute an mir vorbei. »Hat er sich schon sehen lassen?«

»Nein.«

»Dann geht er bestimmt zu den Grovers.«
»Wer ist das?«
»Das ist die Familie im Ort, deren Vorfahren am härtesten gegen den Schamanen gekämpft haben. Grover ist Tierarzt. Er hat eine Frau und zwei kleine Kinder.«
Was die Kullina sagte, klang gut. »Wo wohnen die Grovers?« fragte ich.
»Nicht weit von hier.«
»Dann lassen Sie uns hingehen.«
»Kommen Sie!« Die alte Kullina drehte sich um und verschwand im Dunkel der Gasse. Sie ging schnell, ich konnte ihr kaum folgen, stieß gegen das Fahrrad und warf es um. Scheppernd ratschte es an der Hauswand entlang.
Die Alte lachte.
Hinter der Gasse lag ein kleiner, aber ungepflegter Garten. Meine Schuhe versanken im Matsch. Ein kleines Tor bildete den Durchgang zum Nachbargrundstück. Es war ein Eckhaus.
»Das ist es«, murmelte die Alte.
Ich nickte.
Zwei schmale Straßen trafen sich vor dem Haus und bildeten einen spitzen Winkel. Licht brannte nicht hinter den Scheiben.
Wahrscheinlich schliefen die Bewohner.
»Wollen wir sie wecken?« raunte die Hexe.
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, erst mal sehen, ob der Schamane schon da ist.«
Dann suchte ich nach einem Versteck, von dem aus ich das Haus beobachten konnte.
»Ich gehe zur Rückseite«, schlug die Alte vor.
Die Idee war gar nicht schlecht.
Mitternacht!
Zufällig hatte ich einen Blick zur Uhr geworfen. Jetzt mußte sich eigentlich etwas tun, wenn der Schamane den Gesetzen der Finsternis folgte.
Und es tat sich was.
An der Rückseite des Hauses klirrte eine Fensterscheibe, und einen Herzschlag später brach Holz.
»Verdammt, das ist er!« rief ich der Alten zu und rannte los…

***

»Abzuschließen brauche ich wohl nicht?« fragte Bill Conolly lächelnd und mit einem Blick auf die Tür gewandt.
Saffi schüttelte den Kopf.
Bill nahm auf dem Bett Platz. Es bestand aus dunklem Holz, und eine Steppdecke verbarg die Kissen. Neben dem Bett stand ein Tisch,

darauf ein eiserner Aschenbecher.
Bill holte seine Zigaretten hervor. »Rauchen Sie?« fragte er das Mädchen.
»Nein, danke.«
»Aber ich darf doch?«
»Sicher.«
Der Reporter zündete sich eine Zigarette an, während Saffi zum Fenster ging, vor der Scheibe stehenblieb und nach draußen schaute. Sie drehte sich dabei ein paarmal hin und her, als suchte sie einen besseren Blickwinkel.
»Was ist?« fragte Bill nach einer Weile.
»Ich möchte den Galgen sehen.«
»Ist das so wichtig?«
»Für mich schon. Vielleicht erkenne ich meinen Vater.«
»Dann glauben Sie, daß er sich dort auf dem Hügel herumtreibt?«
»Möglich.«
Bill stäubte Asche ab. »Meiner Ansicht nach hält er sich hier in Tullverine auf. Er wird seine Rache vollenden wollen.«
Saffi drehte sich um. »Und was machen wir, wenn er plötzlich hier auftaucht?«
Der Reporter zog meine Beretta. »Damit werde ich ihm begegnen.«
Saffi lachte. »Mit Kugeln werden Sie ihn kaum stoppen können. Er ist kein Mensch.«
»Das sind auch keine normalen Kugeln«, erwiderte Bill. »Sie bestehen aus Silber und sind geweiht.«
Saffi war erstaunt. »Damit geht es vielleicht. Versucht hat es aber bisher noch niemand.«
»Das glaube ich gern. Auch John Sinclair und ich stoßen bei den meisten Menschen auf Unglauben, wenn wir davon berichten. Man nimmt uns nicht ab, daß es Dinge gibt, die unerklärlich sind. Tut mir leid. Wenn es anders wäre, dann hätten wir weniger Ärger.«
Die Zigeunerin nickte.
»Was war oder was ist Ihr Vater eigentlich für ein Mensch?« erkundigte sich Bill.
»Mensch ist gut«, lächelte sie. »Ich habe mich mit ihm immer verstanden, vorausgesetzt, ich tat das, was er wollte. Dabei bin ich gut gefahren, nur mußte ich eben auf ihn hören.«
»Aber bei Gulliver O'Flynn war es anders.«
»Ja, das stimmt. Er hatte sich nicht nur in mich verliebt, sondern ich mich auch in ihn. Und mein Vater war strikt gegen diese Verbindung. Sie wissen ja, wie es ausgegangen ist. Das Ergebnis hat mir jedoch die Augen geöffnet. Ich weiß jetzt, wie mein Vater denkt, und für mich gibt es keine gemeinsame Basis mehr mit ihm. Wenn ich ihn sehe, töte ich ihn.«

»Saffi!« sprach Bill. »Sie…«

Das Girl schüttelte wild den Kopf, und seine langen schwarzen Haare flogen. »Nein, Mr. Conolly, auch von Ihnen lasse ich mich nicht belehren. Er soll sterben, denn er wollte mich umbringen und hätte es geschafft, wenn Sie nicht gekommen wären.«

»Aber wir haben jetzt eine andere Situation!«

»Für mich ist sie gleich.«

Der Reporter hob die Schultern. Diesem Girl war nicht zu raten.

Hoffentlich machte Saffi nur keine Dummheiten. Ein Blick auf die Uhr zeigte Bill, daß es noch zwölf Minuten bis Mitternacht waren.

Kam es dann zu einer Entscheidung?

Bill drückte die Zigarette aus. Dann erhob er sich und schritt zur Tür. Vorsichtig zog er sie auf.

»Rechnen Sie damit, daß er hier in das Haus kommt?« fragte Saffi.

»Vielleicht«, wisperte Bill und schaute durch den Türspalt.

Ein lauteloser Schritt brachte Saffi bis dicht an den Tisch. Sie streckte ihren Arm aus, und im nächsten Augenblick umklammerten ihre Finger den Aschenbecher.

Bill Conolly merkte nichts davon. Er schaute nach wie vor in den Gang.

Auf Zehenspitzen schlich Saffi vor. Den rechten Arm hielt sie schlagbereit erhoben.

»Ich glaube, wir…«

Da schlug sie zu. Sie ließ Bill Conolly den Satz nicht mehr zu Ende sprechen. Der eiserne Becher knallte gegen seinen Hinterkopf.

Bill spürte einen reißenden Schmerz im Schädel, ihm wurde schwarz vor Augen, er kippte gegen die Tür, drückte sie ins Schloß und fiel schwer zu Boden.

Bewußtlos blieb er liegen.

Saffi hatte es geschafft.

Schwer atmend schaute sie auf Bill hinab. Der Reporter hatte eine Platzwunde am Kopf, auch am Rand des Aschenbechers klebte Blut, vermischt mit einigen Haaren.

Plötzlich bekam Saffi Angst. Hatte sie vielleicht zu fest zugeschlagen? Sie kniete nieder und fühlte nach dem Herzschlag des Reporters. Das Herz war in Ordnung, sie spürte auch seinen Atem, und ihr fiel ein Stein vom Herzen.

Auf Zehenspitzen ging sie zur Tür. Hoffentlich hatte niemand den schweren Fall gehört. Sie schob den Körper zur Seite, öffnete die Tür und schaute in den Gang, wobei sie den Kopf nach links und rechts bewegte.

Der Korridor war leer.

Saffi bückte sich noch einmal und nahm das wichtigste Teil an sich. Die mit Silberkugeln geladene Pistole. Die Waffe durfte sie auf keinen

Fall vergessen.

***

Zweimal rutschte ich aus und prallte mit der linken Seite gegen die Wand. Dann sauste die Ecke einer vorstehenden Fensterbank an meiner Schläfe vorbei. Das hätte böse ausgehen können.

Ein Lattenzaun bremste meinen stürmischen Vorwärtsdrang. Der Zaun war auch nicht mehr der stabilste, und der Zweck heiligte in diesem Fall die Mittel.

Ich warf mich gegen die dicht nebeneinanderstehenden Latten und knickte sie wie schwere Streichhölzer.

Ein Garten. Zertrampelt. Und dahinter die Rückseite eines Hauses. Zum Glück kam der Mond wieder hervor. In seinem schwachen Licht sah ich das zerbrochene Fenster. Ein paar Scheibenreste hingen noch als Fragmente im bröckligen Kitt.

Beim Näherkommen sah ich auch, daß das Fensterkreuz mit aus dem Rahmen gerissen worden war.

Und ich hörte den Schrei.

Spitz und gellend stach er in meinen Ohren, dann brach er übergangslos ab.

Der Schrei war aus dem Haus gedrungen, und ich stand schon am Fenster. Hastig kletterte ich durch die Öffnung.

Ich war in der Diele gelandet oder in einem Warteraum, denn an der Wand standen einige Holzstühle.

Oben wurde Licht gemacht.

Wieder schrie eine Frau. »Nein, nicht, die Kinder! Mason, komm, bitte…«

Ein Stockwerk höher schien sich wirklich ein Drama abzuspielen.

Für mich wurde es allerhöchste Eisenbahn.

Ich drosch die Tür rechts von mir auf und befand mich in einem Treppenhaus.

Auf dem ersten Absatz hockte eine Frau. Sie trug ein Nachthemd, und über ihr Gesicht rann Blut.

Mir stockte der Atem, als ich die Gestalt des ›Blinden‹ auftauchen sah. Zuerst erkannte ich nur den Schatten. Riesengroß malte er sich an der Wand ab. Sehr deutlich waren die Konturen zu sehen, und ich entdeckte auch den länglichen Gegenstand, der aus seiner Hand wuchs.

Ein Messer!

Verdammt.

Verletzt hatte er die Frau sicherlich schon, jetzt wollte er sie töten.

Diese Bestie war wahnsinnig.

Ich jagte die Stufen hoch, nahm drei auf einmal, und war genau in dem Augenblick bei der Verletzten, als Ruuf zustoßen wollte.

Ich flog gegen ihn, fing den Messerarm ab und schmetterte das Gelenk gegen die Wand.

Er knurrte nur.

Dafür kassierte ich einen Tritt, der mich die Hälfte der Stufen zurückschleuderte.

Jetzt konnte der Schamane töten!

Doch er tat es nicht. Er blieb vor der obersten Stufe stehen. Riesig kam er mir vor, wenn ich ihn aus meiner Perspektive anschaute.

Seine Augen strahlten auf. Irgendwo tief in den magischen Kristallen begann ein Licht aufzuglühen, das, mehrmals durch den Schliff gebündelt, an Intensität zunahm.

Er trug noch immer seinen langen Mantel, und das Messer in der rechten Hand besaß eine fast unterarmlange Klinge.

Die Beretta hatte ich nicht – nur das Kreuz.

Ich riß es hoch und hielt es mir vor das Gesicht.

Genau in dem Augenblick, als zwei blaue Strahlen aus den Kristallen stachen.

Sie hätten meine Augen getroffen und mich sicherlich geblendet, wenn nicht noch mehr. Doch das Kreuz – erfüllt mit der Weißen Magie der Erzengel – schützte mich.

Die Strahlen trafen die beiden seitlichen Balken.

Das Silber wurde heiß in meiner Hand, etwas sprühte auf, knisterte, es roch wie bei einer Funkenentladung, dann war der Angriff gestoppt.

Wütend schrie der Dämon auf und fuhr gleichzeitig zurück.

Ich kam wieder auf die Beine.

Ruuf rannte weg.

Dafür jagte ich die Stufen hoch, ging neben der Frau in die Knie und nahm mir die Zeit, mich nach ihrem Zustand zu erkundigen.

»Es… es geht. Die Kinder … bitte …«

»Wo?«

»Oben! Unter dem Dach!«

»Und Ihr Mann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Danke.« Ich flitzte weiter, gelangte in einen quadratischen Flur, von dem vier Türen abzweigten.

Eine stand offen.

Dann peitschte der Schuß auf. Und eine Stimme schrie: »Verdammte Bestie! Ich bringe dich um. Ich…«

Wieder knallte es. Diesmal sägte die Kugel durch das Türholz und strich dicht an meiner Hüfte vorbei.

Ich warf mich vor und blieb eng an die Wand gepreßt stehen.

Wenn ich jetzt in das Zimmer sprang, lief ich Gefahr, von einer Kugel getroffen zu werden. Ich hörte das Lachen.

Höhnisch, gemein und triumphierend.

Das war Ruuf.

»Was willst du Wurm?« brüllte er. »Mich mit einer Kugel töten? Das schaffst du niemals, du Ratte. Aber ich werde dich umbringen. Ich werde dich blenden und anschließend am Galgen aufknüpfen. Darauf kannst du dich verlassen!«

Keine Sekunde durfte ich jetzt noch zögern.

Zusammen mit dem Schrei eines Menschen rammte ich die Tür auf und flog in das Zimmer.

Es war ein Schlafraum. Mein Schwung war so groß, daß ich bis gegen die Bettkante prallte und auf das Kissen fiel.

Ich war aber sofort wieder hoch und sah vor mir eine schreckliche Szene.

Eine Bettbreite trennte mich, zu viel, um eingreifen zu können, und die Beretta hatte ich nicht mehr.

Mason Grover war in den Bann der Kristallaugen geraten. Er hatte geschossen und auch getroffen, wie ich an einem Kugelloch in der Schulter des Schamanen sah, aber er hatte ihn nicht ausschalten können. Ruuf lebte.

Breitbeinig stand er vor seinem Opfer, das auf dem Boden kniete, den Kopf in den Nacken gelegt hatte und von den hellblauen Strahlen geblendet wurde. Grover hielt noch immer sein Gewehr umklammert. Ebensogut hätte er einen Spazierstock halten können, die Waffe nutzte ihm nichts mehr.

Mason Grover wimmerte, dann brach er zusammen.

Erblindet…

In mir tobte die Wut. Ich riß blitzschnell mein Kreuz über den Kopf und schleuderte es auf den Schamanen zu.

Als hätte Ruuf es geahnt, so drehte er sich zur Seite weg, und das Kreuz verfehlte ihn um Haaresbreite. Mit einem singenden Laut klirrte es gegen die Wand und fiel zu Boden.

Ruuf wollte sich bücken und es aufheben, überlegte es sich aber und hechtete statt dessen quer über das Bett auf mich zu. Noch im Flug zog er sein Messer.

Jetzt war ich ungeschützt. Wenn er die magische Kraft seiner Kristalle aktivierte, gab es für mich keine Rettung mehr.

Ruuf prallte auf die Bettdecke.

Sein Messer sägte durch den Stoff, und mir kam blitzschnell eine rettende Idee.

Meine Arme fielen nach unten, packten den Rand der Decke und rissen wuchtig daran.

Der Schamane wurde vom Bett geschleudert und krachte auf die Erde. Sein Rücken lag frei vor mir. Ich ließ die Handkante nach unten sausen, doch ebensogut hätte ich auf Holz schlagen können. Der Hieb zeigte nicht die geringste Wirkung.

Bevor Ruuf sich noch erholen konnte, wickelte ich ihn blitzschnell in die Decke ein, dann hechtete ich quer über das Bett, um mein Kreuz an mich zu nehmen.

Ich bekam es auch in die Hand und wollte wieder zurück, als mich Mason Grover festhielt.

Er bot ein Bild des Jammers. Von seinen Augen war nur das Weiße zu sehen. Hilfesuchend krallte er sich an mich, als wäre ich für ihn ein rettender Strohhalm.

»Bitte!« schrie er, »bitte…«

Ich machte mich frei, schlug auf seine Hände, und es tat mir verdammt leid. Ich konnte nicht anders, denn der Schamane war jetzt wichtiger. Er hatte sich schon fast befreit. Sein scharfes Messer trennte die Decke durch. Ruuf kam frei.

Ich lauerte auf seinen Angriff, doch er tat mir nicht den Gefallen, sondern sprang auf die Tür zu.

Bevor ich noch etwas unternehmen konnte, war er verschwunden.

Ich ärgerte mich schwarz, daß ich ohne Beretta dastand. Ich hatte sie Bill gegeben, seine Waffe lag im Handschuhfach des Bentley. Er hatte es als zu lästig gefunden, sie unterwegs zu tragen. Nun saß ich in der Tinte.

Ich war an der Tür, als ich die Schritte auf der Treppe nach oben poltern hörte.

Was hatte die Frau mir gesagt?

Die Kinder sind oben!

Jetzt wußte ich auch, wo dieser verdammte Schamane hinwollte, und in meinem Innern flackerte eine gewaltige Angst auf.

Diesem Dämon würde es auch nichts ausmachen, zwei unschuldige Kinder zu töten…

***

Saffi blieb stehen und lauschte!

Es war still um sie herum. Über dem Ort lag eine nahezu trügerische Ruhe. Das Zigeunermädchen biß sich auf die volle Unterlippe und schritt behutsam weiter.

Sie war noch nie an der Rückseite des Gasthauses gewesen, schlich durch einen Hof, in dem nur Gerümpel herumstand, und erreichte einen schmalen Pfad. Er führte an der Ostseite des Hauses vorbei auf den Marktplatz.

Es brannten nur drei Laternen, denn man wollte Energie sparen.

Saffi traute sich nicht, die Deckung des Hauses zu verlassen, sie hatte Angst, gesehen zu werden.

Ihre Blicke tasteten den Marktflecken ab. Sie glitten über jedes Haus, suchten nach einer Gestalt oder einem Beobachter, doch sie konnte nichts Verdächtiges entdecken.

Schließlich wagte sie es und löste sich von der Hauswand. Es war genau drei Minuten vor Mitternacht, als sie über das holprige Pflaster schritt und plötzlich den Schrei hörte.

Sofort blieb sie stehen.

Der Schrei war irgendwo hinter den vor ihr liegenden Häusern aufgeklungen. Und sie war sicher, daß sich dort ihr Vater gezeigt hatte.

Jetzt gab Saffi alle Vorsicht auf. Sie zog sogar die Pistole und hoffte nur, daß sie damit auch schießen konnte, denn versucht hatte sie es noch nie.

Unter ihren Schuhen befanden sich Absätze aus. Holz. Die Schritte hallten über den leeren Dorfplatz und als Echos von den Wänden wider. Zufällig tauchte sie in die gleiche Gasse ein, die auch ich genommen hatte, stolperte dabei über das Fahrrad, riß sich einen Strumpf auf und lief weiter.

Sie erreichte das Ende der Gasse.

Schüsse!

Deutlich vernahm Saffi die wummernden Geräusche. Diese Echos waren ihr bekannt, sie hatte sie oft genug zu hören bekommen. Manchmal wurden sie und ihr Vater durch Schüsse aus einem Ort getrieben, doch daran dachte sie nicht mehr.

In ihr brannte nur der Haß.

So rasch es ging, lief sie weiter. Das schwarze Haar wehte als lange Fahne hinter ihr her. Hastig und schnell ging ihr Atem. Sie mußte es schaffen. Wenn ihr Vater irgend jemandem etwas antat, dann machte sie sich die größten Vorwürfe.

Abrupt blieb sie stehen.

Die Stimmen und Schreie drangen aus dem Haus direkt neben ihr. Sie hörten sich dumpf und klagend an. Dem Zigeunermädchen rann eine Gänsehaut über den Rücken. Hastig schaute sie sich um, sah die Haustür und fand sie verschlossen vor.

Wohin?

Da tauchte die alte Kullina auf.

Saffi erschrak so sehr, daß sie fast geschossen hätte. »Haben Sie mich erschreckt!« keuchte sie.

Die Alte grinste. »Willst du in das Haus?«

»Ja.«

»Dann komm, Kindchen, ich zeige dir den Weg.« Kullina faßte Saffi an der Schulter und schob sie voran…

***

Es war unmöglich für mich, den Vorsprung des Schamanen einzuholen. Er würde vor mir bei den Kindern sein.

Und dann?

Daran durfte ich gar nicht denken.

Uns trennte eine Absatzlänge. Wie auch ich, so nahm Ruuf mehrere Stufen auf einmal. Ich hielt mich mit der linken Hand am Geländer fest, um mir mehr Schwung zu geben, fegte wie ein Irrwisch um den ersten Absatz herum und hörte die weinerliche Kinderstimme.

»Daddy?«

Mir zerriß es fast das Herz, als ich die Stimme vernahm. Ich stieß mich ab und nahm die letzten vier Stufen mit einem gewaltigen Sprung.

Wie auch einen Absatz tiefer sah ich hier eine viereckige Diele, von der allerdings nur zwei Türen abzweigten. Zudem waren die Wände schräg.

Hinter der ersten Tür war das Weinen zu hören.

Und die riß der Schamane auf.

Ich kam zwei Schritte zu spät.

Schon war Ruuf im Zimmer. Er hatte die Tür hinter sich zugeschleudert, so daß sie mir fast in das Gesicht knallte. Meine Hand fiel auf die Klinke, ich schleuderte die Tür auf und sprang ungeachtet aller Gefahren in den Raum.

Abrupt blieb ich stehen, denn einen Schritt weiter hätte den Tod des Mädchens bedeutet.

Das Kind hockte auf dem Bett. Sein Alter schätzte ich auf sieben Jahre. Langes blondes Haar umrahmte ein schmales Gesicht. Tränen schimmerten in den Augen, und die Wangen waren naß vom Weinen.

Der Schamane hockte auf der Bettkante. Mit der linken Hand hielt er das Kind umklammert, in der rechten hatte er das Messer, dessen waagerecht liegende Klinge sich nur eine Fingerbreite von der Kehle des Kindes entfernt befand.

Er hatte alle Trümpfe in der Hand.

Die Kristallaugen waren auf mich gerichtet. Wenn sie jetzt wieder die blendenden Blitze verschießen würden, war das nicht weiter schlimm, denn ich wurde durch mein Kreuz geschützt.

Als Zeichen meines Wohlverhaltens spreizte ich die Arme weit vom Körper weg.

Ruuf lachte. »Ja, so ist es gut.«

»Dann gib das Kind frei, damit wir es austragen können«, forderte ich ihn auf.

»Nein, die Kleine ist eine Grover.«

»Was hat das mit ihrem Namen zu tun?« tat ich unwissend.

»Alle Grover müssen sterben!« schrie er mir ins Gesicht.

»Und warum?«

»Weil sie die Hauptschuldigen gewesen sind, die mich vor vierhundert Jahren töteten. Wenigstens haben die Vorfahren dafür gesorgt, daß alles glattlief.«

»War die Strafe nicht berechtigt?« fragte ich zurück. »Hast du nicht die Menschen grausam erhängt?«
»Ja, das habe ich.«
»Eben.«
»Aber die Hölle läßt sich nicht bestrafen!« kreischte er.
Ich sah es in seinen Augen funkeln, doch kein Blitz schoß daraus hervor. Mein Kreuz würde die magischen Strahlen absorbieren.
»Wer bist du?« fragte er mich.
»Ich heiße John Sinclair!«
»Ha«, lachte er auf. »Von dir habe ich gehört. Destero hat über dich gesprochen und Asmodina ebenfalls.«
»Was hast du mit ihr zu tun?« erkundigte ich mich.
»Sie ist meine Schutzpatronin.«
»Eine nette Dame hast du dir da ausgesucht«, spottete ich.
»Rede nicht!« zischte er, »sondern geh auf meine Befehle ein. Jetzt bin ich nämlich am Drücker.« Er lachte kichernd.
Ich schaute das Mädchen an. Steif saß sie auf dem Bett. Die Kleine mußte einen Schock bekommen haben. Ich lächelte ihr beruhigend zu, doch sie nahm es gar nicht wahr. Ihre Augen waren doppelt so groß wie normal. Der Mund stand halb offen. Ich sah kleine, helle Zähne.
»Nimm das Kreuz ab!« verlangte der Schamane.
Darauf hatte ich gewartet. Klar, daß er mit dieser Forderung kommen würde, denn wenn mein silberner Schutz am Boden lag, dann konnte er mich blenden.
Verflixt, wenn doch Bill Conolly kommen würde. Aber ihn hatte ich mit Saffi zurückgelassen. Das war doch ein Fehler gewesen.
»Mach schon, oder willst du, daß sie stirbt?«
»Laß sie frei, dann komme ich deinem Befehl nach«, erwiderte ich.
»Nein, so geht es nicht. Ich will dich waffenlos haben. Und dieses Kreuz ist eine Waffe. Sogar eine sehr starke.«
Da sagte er mir nichts Neues. Denn ich war der Herr des Lichtes, der Erbe des Kreuzes und des silbernen Bumerangs. Der Bumerang lag wohlverwahrt in meinem Kofferraum.
Blieb mir noch eine Chance?
Nein. Ich glaubte auch nicht, daß er das Mädchen freilassen würde. Nicht dieser Schamane, dem ein Menschenleben nichts bedeutete. Er wollte seine Rache. Und da spielte es keine Rolle, ob es Frauen, Männer oder Kinder waren, die er tötete.
Wenn ich ihn jetzt angriff und er zustach, dann machte ich mir ein Leben lang Vorwürfe.
Es blieb mir keine andere Wahl, ich mußte auf seinen Vorschlag eingehen.
Ich brachte beide Hände wieder näher an meinen Körper, führte sie zur Brust und umfaßte die dünne silberne Kette. Dann hob ich die

Hände wieder an und streifte die Kette über den Kopf. Jetzt hielt ich das Kreuz in der Hand.

Der Schamane grollte. »Laß es fallen!« zischte er.

Ich warf es zu Boden. Dicht neben meinem rechten Fuß blieb es liegen. Ich spürte plötzlich meine eigene Hilflosigkeit und die Angst, ihm ausgeliefert zu sein.

Blenden und erhängen! Das allein sollte mein Schicksal sein. Was der Schwarze Tod und Asmodina nicht geschafft hatten, würde dem Schamanen gelingen, wenn nicht ein Wunder geschah.

»Und jetzt hilft dir nichts mehr, John Sinclair!« zischte er haßerfüllt.

Im selben Augenblick begannen in der Tiefe der Kristalle die Augen zu leuchten. Für mich blieben noch Sekunden, dann war ich geblendet…

***

Bill Conolly hatte das Gefühl, nach einem langen Alkoholrausch zu erwachen.

Als er nach einigen Mühen die Augen öffnete, da wankte um ihn herum das gesamte Zimmer. Die geschlossene Tür war einmal schmal, dann wurde sie breit und im nächsten Moment in die Länge gezogen wie eine Flasche.

Bills Hände fuhren an den Kopf. Er fühlte das Blut und die Schwellung und wußte Bescheid.

Jemand hatte ihn niedergeschlagen.

Doch wer?

Eigentlich kam da nur eine Person in Frage.

Saffi, das Zigeunermädchen. Und sie hatte noch seine Beretta mitgenommen. Bill Conolly war reingelegt worden wie ein blutiger Anfänger.

»Ausgerechnet mir muß das passieren!« stöhnte er und stemmte sich hoch.

Diesmal spielte der Fußboden verrückt. Doch Bill kannte einige Tricks. Man hatte ihn nicht zum erstenmal niedergeschlagen.

Deshalb atmete er tief und fest durch. Dabei merkte er, wie es ihm langsam besser ging. Sein Kreislauf stabilisierte sich soweit, daß er es riskieren konnte, sich zu erheben.

Die Wand nahm er dabei als Stütze zu Hilfe.

Schwerfällig kam der Reporter auf die Füße. Natürlich fiel es ihm schwer, sich zu halten, aber der eiserne Wille überwand den Schwächeanfall.

Noch ein paarmal tief durchgeatmet, und Bill zog die Tür auf.

Nach den ersten, unsicheren Schritten fiel er gegen die Wand. Das machte ihm nichts, er ging weiter.

Fast wäre er im Dunkeln die Treppe hinuntergefallen. Zum Glück

berührte er mit der Schulter den Lichtschalter, so daß es hell wurde.
Bill konnte sich gerade noch am Geländer festhalten.
Schwer polterte er die Treppe hinunter. So laut, daß sogar der Wirt aufmerksam wurde. Er zog die Tür spaltbreit auf, lugte in den Flur, sah Bill und schloß hastig wieder die Tür.
Er wollte mit allem nichts zu tun haben.
Vor dem Ausgang mußte sich der Reporter ausruhen. Im Gegensatz zu Saffi fand er den normalen Weg, drückte die Tür auf und taumelte auf die menschenleere Straße.
War sie wirklich menschenleer?
Nein. Als Bill Conolly nach rechts schaute, sah er im schwachen Licht einer einsamen Laterne zwei Gestalten.
Die große war Destero, der Dämonenhenker.
Und er hielt an seiner Hand ein kleines Kind!

***

Plötzlich peitschten Schüsse!
Die Kugeln jaulten so nah an meinem rechten Ohr vorbei, daß ich sie pfeifen hörte. Instinktiv warf ich mich zur Seite und hörte den nächsten Schuß.
Die Kugel stanzte dicht neben dem Schamanen in das Bett, der wie angewachsen dasaß und auf seine Tochter starrte, die in der offenen Tür stand und meine Beretta in der Hand hielt. Wie sie darangekommen war, spielte für mich im Augenblick keine Rolle.
Ruuf war auf jeden Fall abgelenkt, was mir wiederum die Chance gab, mein Kreuz zu packen.
Saffi hatte den Schamanen nicht getroffen. Ihre Zielkünste waren schlecht, aber der Schamane hielt nach wie vor das kleine Mädchen umklammert.
Ich setzte alles auf eine Karte. Wuchtig warf ich mich gegen ihn, riß das Kind aus seinem Griff und hämmerte meine Faust unter seinen Waffenarm.
Das Messer flog zur Seite.
Fast hätte sich der Schamane noch selbst verletzt, als er rücklings auf das Bett fiel und sofort nach mir stechen wollte.
Ich packte sein Gelenk und hebelte es herum. Der Schamane folgte der Bewegung, wurde hochgewirbelt und kam auf dem Bauch zu liegen. Aus den Augenwinkeln sah ich Saffi.
Sie stand noch immer auf der Türschwelle, die Waffe in der rechten Hand.
Leblos war ihr Blick.
»Kümmere dich um das Kind!« schrie ich sie an.
Saffi rührte sich nicht.
Unter mir bockte der Schamane hoch. Er machte einen krummen

Rücken, und ich konnte mich kaum noch halten.
»Das Mädchen weg!« brüllte ich Saffi an.
Endlich begriff sie. Saffi packte das Kind und schob es durch die Tür auf den Flur.
Jetzt erst löste sich der Schock bei der Kleinen. Sie begann zu kreischen und schrie nach ihrer Mutter.
Mit einer ruckhaften Bewegung kam der Schamane wieder frei.
Ich hatte einen Moment nicht aufgepaßt, und das rächte sich nun.
Sofort grabschte er nach seinem Messer.
Die Finger berührten bereits den Griff, als ich ihm aufs Gelenk haute.
Er zuckte zurück.
Auch der Schamane verspürte Schmerzen, demnach war er kein Dämon, sondern eine Mischung zwischen Mensch und Höllengeschöpf.
Ich sah in seinem Rücken das Austrittsloch der Gewehrkugel.
Grünes, dickes Blut sickerte daraus hervor, es hatte bereits eine Kruste gebildet.
Endlich kam ich dazu, mein Kreuz einzusetzen.
Ich legte es ihm auf den Rücken.
Sein Schrei erstickte im Kissen. Deutlich sah ich den Abdruck im Fleisch, als ich das Kreuz zurücknahm und ihm dafür gedankenschnell das Messer aus der Hand wand. Damit hatte ich seine augenblickliche Schwäche voll ausgenutzt.
Rasch stand ich auf.
Sofort ging Saffi zurück. Sie ahnte, daß ich meine Pistole wiederhaben wollte.
Sie richtete sogar die Mündung auf mich.
»Machen Sie keinen Ärger!« beschwor ich sie.
Saffi schüttelte den Kopf. Totenblaß war ihr Gesicht. »Sie bekommen Ihre Waffe wieder, Mr. Sinclair, wenn ich ihn getötet habe.«
Der Schamane drehte sich ächzend auf den Rücken. Er hatte die Worte seiner Tochter gehört.
Sofort hielt ich mein Kreuz hoch, um uns gegen die Strahlen aus seinen Augen zu schützen.
»Du willst mich töten, Saffi?« keuchte er.
»Ja.«
»Aber ich bin dein Vater.«
»Hast du nicht auch Gulliver O'Flynn umgebracht?«
»Das war etwas anderes. Denk an unsere alten Gesetze. Eine Zigeunerin darf keinen Fremdling heiraten. Und dieser O'Flynn gehörte nicht zu uns.«
»Aber ich habe ihn geliebt!« zischte Saffi.
»Liebst du mich nicht?«
»Nein, nicht mehr. Für mich ist es unmöglich, nach dem, was alles geschehen ist.«

»Aber ich könnte dir Macht geben. Du brauchst die Mündung nur zu drehen und auf John Sinclair feuern. Dann wärest du die große Heldin. Wenn er tot ist, vergelten dir die anderen dies millionenfach. Du würdest Macht bekommen, mehr Macht und Einfluß als ich. Du würdest an Asmodinas Seite stehen. Krümm den Finger. Nur einmal…«

»Ja, ich werde ihn krümmen«, erwiderte Saffi. »Aber für dich, Vater!« Das letzte Wort spie sie hervor.

Ich hörte gebannt zu, doch der Schamane hatte noch einen letzten Trumpf in der Hand.

Und den spielte er eiskalt aus.

»Bevor du schießt«, sagte er, »solltest du – und auch du, Sinclair, etwas wissen.«

»Rede«, krächzte ich.

»Ein Kind hast du gerettet«, begann er. »Okay, es war eine tolle Tat, aber was ist mit dem anderen Mädchen?«

Meine Augen wurden plötzlich groß. Bluffte er?

Ich schaute Saffi an. »Stimmt das, was er gesagt hat?«

»Weiß ich nicht.«

Da fiel mir ein, daß die Mutter von *zwei* Kindern gesprochen hatte. Ruuf merkte an meiner Reaktion, daß er mit seinen Worten genau ins Schwarze getroffen hatte, denn er lachte auf.

»Jetzt bist du platt, Sinclair, wie?«

»Stimmt es?« fragte Saffi.

»Ja«, flüsterte ich.

Das Zigeunermädchen schluckte. »Wo ist das Kind?« fragte sie.

»Hast du es getötet, Bestie?«

»Nein.«

»Wo ist es dann?« schrie ich.

»Destero hat es!«

Verdammt, der Henker. Er war also auch wieder erschienen und hatte die Kleine mitgenommen.

Scharf saugte ich die Luft ein. Ich hätte es mir denken können.

Die beiden arbeiteten Hand in Hand. Klar, wo der eine auftauchte, war auch der andere nicht weit.

»Dann rede, Schamane!« flüsterte ich rauh. »Oder ich mache dich fertig. Was hat Destero mit der kleinen Grover vor?«

»Er ist mit ihr zum Galgenhügel gegangen. Und wenn ich nicht nachkomme, wird er sie hängen. Ist doch klar!«

Das war harter Stoff.

Dreimal innerhalb eines Tages waren Kinder als Geisel genommen worden. Erst Ike Clanton, dann hier oben, und jetzt hatte sich Destero ein Kind geholt.

Zweimal hatte ich die Kinder aus den Klauen dieser Bestien reißen

können. Würde es mir auch ein drittes Mal gelingen?

Die Chancen standen diesmal verdammt schlecht.

Saffis Stimme unterbrach meine Überlegungen. »Trotzdem muß er sterben!« sagte sie hart.

»Nein!«

Sie nickte. »Wir wissen doch, wo das Kind ist. Also brauchen wir keine Rücksicht mehr zu nehmen. Ich will ihn tot sehen. Tot – tot – tot!« schrie sie.

Mir war klar, daß Saffi diesmal nicht danebenschießen würde.

Der Schamane bot ein zu gutes Ziel.

Sie krümmte den Finger.

Aus dem Stand sprang ich sie an. Die Mündung war nicht mehr auf mich gerichtet, so daß ich eine berechtigte Chance hatte.

Meine Handkante kam schnell wie ein Blitzstrahl. Und ich traf dort, wo ich treffen wollte. Saffis Waffenarm wurde zur Seite geschleudert, die Beretta machte sich selbständig und prallte gegen die Wand.

Saffi drehte durch.

Sie ging auf mich los wie eine Furie. »Hund!« schrie sie. »Warum durfte ich ihn nicht umbringen? Verdammter Polizist!« Alle zehn gekrümmten Finger sah ich auf mein Gesicht zurasen, das Zigeunermädchen wollte mir wirklich die Augen auskratzen.

Ich mußte zurück.

Und diese Chance, die Saffi ihrem Vater bot, nutzte der Schamane eiskalt aus.

Er sprang vom Bett hoch und erreichte mit zwei gewaltigen Sprüngen die Tür.

Dann war er weg.

Ich aber kämpfte mit Saffi. Irgendwie hatte ich Hemmungen, sie so hart anzupacken. Es widerstrebte mir, sie mit einem Faustschlag zu Boden zu schicken, schließlich war sie kein Mann, sondern eine Frau. Aber ich mußte sie zur Räson bringen.

Ich fing ihre Arme ab.

Meine Hände umklammerten hart ihre Gelenke. Und ebenso hart bog ich sie nach außen.

Dafür traf sie mit einem harten Tritt mein Schienbein. Ich hörte mehrere Engel singen. Wütend schleuderte ich sie aufs Bett.

Dort blieb sie auf dem Rücken liegen.

Rasch steckte ich die Beretta ein. »Wenn dem zweiten Kind irgend etwas geschieht, mache ich Sie dafür verantwortlich!« zischte ich.

Sie kam hoch. Dann senkte sie den Kopf und begann zu weinen.

Ich ließ sie, ging aus dem Zimmer und riß die zweite Tür auf.

Das Zimmer dahinter war leer.

Keine Spur von einem zweiten Kind.

Nur das zerwühlte Bett zeigte mir an, daß dort jemand gelegen hatte.

Plötzlich hatte ich Angst, machte auf dem Absatz kehrt und rannte wieder nach unten.

Daß Saffi mir folgte, merkte ich kaum.

***

Ein Windstoß fuhr durch die menschenleere Straße, traf das Haar des Mädchens und wühlte es auf.

Bill Conolly wischte sich über die Augen. Er glaubte noch immer an eine Halluzination, doch der Anblick blieb. Ihm kamen tatsächlich der Dämonenhenker und ein kleines Kind entgegen.

Der Reporter stöhnte auf.

Was sollte er jetzt machen? Waffenlos wie er war. Auf jeden Fall durfte Destero die Kleine nicht mitnehmen. Und wenn Bill ihn mit bloßen Fäusten angriff.

Er ging vor.

Schritt für Schritt kam er dem Dämonenhenker entgegen. Noch längst nicht hatte er die Folgen des Kampfes überwunden. Manchmal hatte er das Gefühl, auf weichem Gummi zu laufen, sosehr schwankte die Straße.

Destero blieb stehen.

Auch Bill stoppte.

Fünf Schritte trennten sie.

Überlaut hörte der Reporter sein Herz schlagen. War es die Angst, um sein und das Leben des Mädchens?

Möglich…

Destero sagte nichts. Er ging nur vor, zog das Kind mit sich und schlug dann zu.

Seine Faust war wie ein Hammer. Bill sah sie auf sich zukommen, wollte den Kopf zur Seite nehmen, doch seine Reflexe hatten unter dem Schlag gelitten.

Er schaffte es nicht ganz, und die Faust streifte ihn an der linken Gesichtshälfte.

Trotzdem reichte die Kraft noch aus, um ihn zu Boden zu schleudern. Bill spürte, wie er mit dem Hinterkopf auf der Straße aufschlug, und erneute Ohnmachtswolken drangen gegen ihn.

Verschwommen erkannte er das Gesicht des Henkers.

Dann kam der nächste Schlag.

Er löschte Bills Bewußtsein aus. Die Explosion am Kinn überstand er nicht.

Destero nickte zufrieden. Wie eine Puppe hob er den Reporter hoch und klemmte ihn sich unter den Arm.

Dann ging er weiter.

Doch auch er bemerkte nicht, daß er einen heimlichen Beobachter hatte.

Die alte Kullina.

***

Menschenleer präsentierte sich die Straße. Nur ein paar einsame Laternen verstreuten ihr Licht. Ich hatte mich nicht mehr um das Ehepaar Grover kümmern können, ihr zweites Kind war jetzt wichtiger. Ich mußte es aus Desteros Klauen befreien.

Nur – wo fand ich ihn?

Ich schaute mich um.

Keine Spur von Destero. Auch der Blick zum Hügel war mir durch die Häuserfronten verwehrt. Dafür sah ich hinter den Fenstern Schatten geistern. Die Menschen waren nervös. Natürlich hatten sie auch die Schüsse gehört, aber sie trauten sich nicht aus den Häusern. Jeder hatte Angst.

Ich war froh, daß es so lief, denn hysterische Einwohner hätten mir nur im Wege gestanden.

Als ich am Haus des Bürgermeisters vorbeikam, stand Orvell in der Tür.

»Was ist geschehen?« sprach er mich an.

Ich ging nicht auf seine Frage ein, sondern erkundigte mich nach dem Henker.

»Nein, ich habe nichts gesehen. Wieso?«

Ich winkte ab. »Später.«

»Kann ich sonst noch etwas tun?«

»Ja, das können Sie.« Ich deutete auf das Haus, aus dem ich gekommen war. »Kümmern Sie sich um die Grovers. Es geht ihnen schlecht.«

Selbst bei dem Licht sah ich, wie das Gesicht des Bürgermeisters blaß wurde. »Sind sie tot?«

»Nein, das nicht.« Mehr Informationen gab ich ihm nicht, denn die Zeit drängte.

Mir war klar, daß ich Destero am Hügel der Gehenkten finden würde. Allein wollte ich nicht hin. Bill Conolly sollte mitgehen.

Plötzlich war Saffi neben mir.

»Was wollen Sie?« fragte ich.

»Mit Ihnen gehen.«

»Nein.«

»Sie können mich nicht hindern, mit meinem Vater abzurechnen!« zischte sie.

Da hatte sie recht. Hindern konnte ich sie wirklich nicht.

Außerdem war sie alt genug, um zu wissen, welch eine persönliche Gefahr sie sich begab.

Saffi hielt gut mit. Sie sprach kein Wort. Auch dann nicht, als ich vor dem Gasthaus stehenblieb.

Da erschien der Wirt.
»Mr. Conolly ist nicht da«, sagte er undeutlich.
»Wo ist er hin?«
»Auf die Straße gelaufen.«
Ich wurde sauer. »Und dann?«
»Keine Ahnung. Aber er schien mir angeschlagen zu sein.«
Mir ging ein Licht auf, und ich schaute Saffi, das Zigeunermädchen, an.
Sie senkte den Kopf.
»Haben Sie mir nichts zu sagen?« fragte ich scharf.
»Doch, Mr. Sinclair. Ich habe Ihren Freund niedergeschlagen.«
»Und damit andere in größere Gefahr gebracht«, vollendete ich den Satz. »Verdammt noch mal.«
»Sie sollten sich beeilen«, sagte hinter uns plötzlich eine dünne Stimme.
Wir drehten uns um.
Die alte Kullina stand da. »Ich habe die beiden gesehen«, erzählte sie. »Den Henker und das Mädchen.«
»Was ist mit meinem Freund?«
»Der Henker hat ihn niedergeschlagen und ebenfalls mitgenommen«, erklärte sie.
»Danke, das reicht.«
Einen Atemzug später war ich schon unterwegs.

***

Bill Conolly erwachte, als man ihn hart auf die Erde warf. Er öffnete die Augen und sah über sich die Schlinge.
Sofort war er hellwach!
Er ignorierte den Schmerz, der seine Gesichtsfront in Mitleidenschaft zog, und er wußte, daß seine Chancen ziemlich gesunken waren. Der Henker hatte ihn zum Galgen geschleppt, um ihn aufzuhängen.
Aber er war nicht gefesselt. Der Reporter konnte sich bewegen.
Vorsichtig drehte er sich auf die rechte Seite und schaute zum Galgengerüst hin.
Groß und unheimlich kam es ihm vor. Als böse Drohung stach es in den nachtgrauen Himmel, über den bizarre Wolkenfetzen zogen.
Das alte Holz knarrte und ächzte, eine schaurige Begleitmusik zum Wind der Nacht.
Und neben dem Gerüst stand das Mädchen.
Blonde, leicht rötlich schimmernde Haare. Der Wind fuhr durch das dünne Nachthemd und preßte den Stoff gegen den kleinen Körper. Die Arme hatte das Kind erhoben, es rieb sich die vom Weinen geröteten Augen und schluchzte.
Bill dachte an seinen Jungen. Er war kaum älter als das Mädchen

hier, und auch Johnny war schon einmal von Destero bedroht worden. In Bills Garten.

Wahrscheinlich schien die Kleine gar nicht zu begreifen, daß sie sterben sollte, denn als sie jetzt die Arme senkte, schaute sie sich aus großen Augen um.

Bill versuchte ein Lächeln. Er wollte das Kind ein wenig aufmuntern.

Da fiel ein Schatten über ihn.

Destero trat heran!

Groß, wuchtig und schaurig anzusehen. Ein Machtfaktor. Sein Kopf wurde von der dunkelroten Kapuze verborgen, die nur zwei Sehschlitze für die Augen besaß.

Kräftige Sehnen und Muskeln spielten unter der Haut. Man sah es der Gestalt an, daß sie eine immense Kraft besaß.

Bill Conolly bekam einen trockenen Mund. Er war beileibe kein ängstlicher Typ, aber solche Horrorwesen konnten auch einem Mann wie ihm Magendrücken verursachen. Nichts, aber auch gar nichts konnte er gegen Destero unternehmen, denn der Reporter war waffenlos. Und ihn mit bloßen Fäusten anzugreifen, käme einem reinen Selbstmord gleich.

Zudem war er völlig auf sich allein gestellt. John Sinclair befand sich im Dorf. Dort schlug er sich mit Ruuf, dem Schamanen, herum und glaubte Bill und Saffi in Sicherheit.

»Ich werde dich töten!« grollte Destero.

Bill schaute fragend auf die Kapuze. »Warum? Ich gehöre nicht zu den Dorfbewohnern. Außerdem wäre es eine Sache des Schamanen.«

»Du gehörst zu Sinclair. Und er ist mein Feind.«

Das stimmte, und darauf konnte auch Bill Conolly nichts erwidern.

Ein erneuter Windstoß jagte über den Hügel und bewegte die Schlinge.

Bill lief eine Gänsehaut über den Rücken, er spürte die Kälte des Bodens, aber auch die Kälte, die dieser Henker ausströmte. Sie stammte nicht von dieser Welt, er brachte sie aus dem Reich der Finsternis mit.

Der Reporter machte einen letzten Versuch. Mit krächzender Stimme bat er um Gnade für das Kind.

Destero nickte. Bill sah seine kalten, gnadenlosen Augen auf sich gerichtet. »Keine Angst, ich werde sie nicht hängen.«

Dem Reporter fiel ein Stein vom Herzen.

Doch Destero war noch nicht fertig. »Das besorgt ein anderer für mich. Ruuf!«

Bills Hoffnungen waren zerstört. »Du Bestie!« keuchte er. »Du widerliche Bestie. Wenn ich eine Waffe hätte…«

»Aber du hast keine«, zischte Destero, bückte sich und hob den Reporter hoch. Er hielt ihn so fest, daß Bill mit seinen Füßen über der

Erde schwebte.
In seinen Augen war Destero ein Riese.
»Was machst du mit ihm?« fragte eine dünne Stimme.
Destero lachte nur.
»Lauf weg!« schrie Bill dem Mädchen zu. »Los, lauf weg, Kleine. Bitte…«
Das Kind verzog sein Gesicht. Es war völlig durcheinander. Sollte sie gehorchen?
»Renn zu Dad und Mummy!« rief Bill Conolly verzweifelt.
Die Kleine rührte sich nicht.
»Mach schon!«
Ein Faustschlag verschloß dem Reporter den Mund. Bill stöhnte auf, schmeckte Blut auf der Zunge und riß in einem Anfall von Wut sein Knie hoch.
Er traf auch, aber er hatte das Gefühl, gegen Stein geschlagen zu haben.
Destero schüttelte ihn durch. »Du wahnsinniger Wurm!« keuchte er. »Ich mache dich fertig.«
Endlich reagierte das Mädchen. Auf dem Absatz machte es kehrt und rannte den Hügel hinab.
Destero wollte ihr erst folgen, ließ es aber bleiben und sagte zu Bill: »Die Kleine hat Zeit. Hängen werde ich sie, wenn du fertig bist.«
Er drehte den Reporter hart herum, und erst jetzt sah Bill die andere leblose Gestalt am Boden liegen.
Das mußte der Coroner sein, der bereits am Galgen gehangen hatte. Er lag direkt zwischen den makabren Totenschädeln.
Bills Herz drohte zu zerspringen. Sein Gesicht näherte sich der Schlinge. In seiner Verzweiflung schlug er auf den Henker ein, doch der steckte jeden Schlag weg.
Dann hörte Bill ein Lachen. Und danach die Stimme des Schamamen. »Laß mich ihn hängen, Destero! Ich will es machen!«
Der Henker fuhr herum.
Ruuf kroch den Hügel hoch. Doch er war nicht allein. An der rechten Hand zog er das kleine Mädchen hinter sich her…

***

Ich nahm nicht den normalen Weg, sondern kürzte ab, so gut man davon sprechen konnte. Schließlich kannte ich mich in Tullverine nicht aus. Links der Hauptstraße schlug ich mich in die kleinen Seitengassen, stampfte durch Gärten und feuchte Wiesen und atmete erst auf, als ich das freie Gelände vor mir sah.
Und ich erkannte den Hügel.
Schattenhaft hob sich dort der Galgen ab. Noch sah ich keine Gestalten dort, aber das würde sich bestimmt ändern. Meine Blicke

glitten wieder nach vorn, weil ich den Schamanen sehen wollte.

Die Erde war zu dunkel. Wenn er wirklich rannte, verschmolz er mit deren Schatten.

Noch keine Chance, ihn zu stellen.

Aber an Aufgabe dachte ich nicht. Im Gegenteil, jetzt war mein Motor so richtig in Fahrt gekommen, und raumgreifende Schritte brachten mich näher an den Hügel der Gehenkten heran.

Ich mußte es packen!

Atemkontrolle. Der Boden war schwer und feucht, verlangte viel von einem Läufer wie mir.

Hin und wieder ein Blick zum Hügel.

Noch tat sich nichts.

Weiter!

Dann wieder ein Blick.

Wie ein Eissplitter fuhr es mir ins Herz.

Unter dem Galgen bewegten sich Gestalten. Ich erkannte zwar nun Destero, war mir aber sicher, daß der andere Mann nur Bill Conolly sein konnte.

Sie kämpften gegeneinander.

Dann hob Destero meinen Freund an. Und er näherte sich mit ihm der verdammten Schlinge…

In mir explodierte die Wut…

***

Destero ließ den Reporter fallen.

Ruuf schaffte die letzten Schritte, dann schleuderte er das Mädchen zu Boden.

»Du bist eine Grover!« knirschte er. »Du bist eine Grover.«

Die Kleine begann zu weinen.

Bill drehte durch.

In einem Anfall von Haß stürzte er auf Ruuf zu. Der war zu überrascht, um zu reagieren, und auch Destero griff nicht ein. Bills Faust krachte voll gegen das Gesicht des Schamanen.

Der flog zurück und prallte zu Boden.

Bill warf sich auf ihn.

Da hieb ihm der Dämonenhenker die Handkante ins Genick.

Dieser Schlag trieb Bill Conolly zu Boden. Mit dem Gesicht kam er auf. Schmeckte Blut und Dreck und spie aus.

Heulend kam der Schamane auf die Beine. »Hund!« knirschte er.

»Verdammter Hund, ich werde dich blenden! Das hast du nicht umsonst getan. Du hast mich, den großen Schamanen, geschlagen. Dafür verlierst du dein Augenlicht und wirst anschließend aufgeknüpft.«

Destero wußte, was er zu tun hatte. Er riß Bill Conolly auf die Füße

und hielt ihn mit eisenhartem Griff umklammert.
Der Reporter kam nicht mehr heraus. Der Henker war zu stark.
Vor Bill Conolly baute sich der Schamane auf, und seine Augen glühten von innen her.
Noch einen Schritt kam er näher.
Da rammte Bill seinen Fuß vor.
Der Schamane wurde zurückgeschleudert. Er erstickte fast an seinem Haß, als er wieder auf die Beine kam. Solch einen Widerstand hatte ihm noch niemand entgegengebracht.
Aber Bill hatte Zeit gewonnen.
Das kleine Mädchen schaute nur zu und begriff nicht. Es faßte gar nicht, daß auch für sie der Tod schon wartete.
Destero wurde ungeduldig. »Beeil dich!« forderte der Henker.
»Ja, ja, schon gut!« Diesmal ließ der Schamane Bill Conolly keine Chance…

***

Ich hörte Desteros Stimme und auch die Antwort des Schamanen.
Und ich wußte, daß Bill Conollys Leben am seidenen Faden hing.
Noch zwei Schritte trennten mich.
Flach warf ich mich zu Boden, schaute über die Hügelkuppe hinweg und sah die drei Feinde.
Destero wollte Bill Conolly blenden.
Die Beretta hielt ich bereits in der Hand, in der linken hatte ich mein Kreuz.
Der Lauf hatte mich angestrengt. Mein Atem ging keuchend, ruhig konnte ich die Waffe nicht halten. Zu sehr zitterte die Hand von der durchlittenen Anstrengung.
Ruuf war jedoch nicht zu verfehlen. Ich schoß. Einmal, zweimal… Auf seinen Kopf hatte ich gezielt, und ich traf ihn auch. Plötzlich sprühten die Kristalle in seinen Augenhöhlen auf, wurden zu explodierenden Blitzen, die nicht nur den Kopf, sondern den ganzen Körper auseinanderrissen.
Ruuf, der Schamane, wurde buchstäblich atomisiert. Aber noch war Destero da. Der Dämonenhenker drehte sich und schleuderte mir meinen Freund Bill entgegen. Hätte ich jetzt abgedrückt, wäre er getroffen worden. Ausweichen konnte ich auch nicht mehr, wir prallten zusammen und fielen zu Boden.
Bis ich mich wieder gefangen hatte, war Destero schon verschwunden. Eine Nebelwolke erschien, hüllte ihn ein und löste seine Konturen auf. Die letzte Kugel jagte ich in die Wolke hinein, ohne ihn zu treffen.
Nur noch eine Stimme ertönte: »Wir sehen uns wieder, John Sinclair!« Aber nicht Destero hatte die Worte gesprochen, sondern

Asmodina, obwohl sie nicht zu sehen war. Im Holz des Galgens begann es zu knirschen. Das Gerüst wankte. In den nächsten Sekunden würde es fallen. Und da genau stand das Mädchen. Ich jagte auf die Kleine zu, packte sie und warf mich mit ihr zur Seite.

Ich hatte soviel Schwung, daß wir gemeinsam ein Stück den Hügel hinunterrollten. Das Kind war gerettet. Ich konnte aufatmen.

***

In Tullverine war natürlich der Teufel los. Eine traurige Bilanz war zu ziehen. Der Tierarzt würde sein Leben lang blind bleiben, und Gulliver O'Flynn holte auch niemand mehr zurück, wie auch den Coroner.

Saffi, das Zigeunermädchen, saß weinend neben der Leiche des jungen Mannes und war nicht ansprechbar. Sie war mir auch nicht mehr nachgelaufen, das Tempo konnte sie doch nicht mithalten. Ich hatte ihr nur vom Tod des Vaters berichtet.

Wir wollten anschließend sofort nach London fahren. Ich hatte inzwischen mit Sir Powell telefoniert.

Ein neuer Fall wartete auf mich.

Nicht in England oder Europa, sondern in Indien. Sir Powell hatte was von einer geheimnisvollen Sekte gesagt.

Ich war gespannt darauf und drückte mir jetzt schon beide Daumen. Doch auch Asmodina und der Spuk reagierten. Sie faßten um diese Zeit schon einen gewaltigen Plan, der mir das Ende bringen sollte.

Aber davon werde ich später berichten…

ENDE